

„Auf dem Land daheim“

Dokumentation der 1. Land-Kirchen-Konferenz der EKD
vom 14. bis 16. Juni 2011 in Gotha

KIRCHE IM AUFBRUCH



Aus dem Inhalt:

Zu dieser Ausgabe

- ▶ Jürgen Schilling:
»Auf dem Land daheim« – 1. Land-Kirchen-Konferenz / Einführung 4

Eröffnung

- ▶ Dr. Thies Gundlach:
»Nicht auf Pump leben! Kirche in der Fläche als Herausforderung des Evangeliums« 6
- ▶ Katrin Göring-Eckardt:
»Kirchliche Heimat in der Heimat Dorf« 9

Beheimatung auf dem Land aus drei Perspektiven: Literatur, Soziologie, Kirchengeschichte

- ▶ Sabine Peters:
»Wie es im Dorf so ist – Vom Lebensgefühl auf dem Land« 12
- ▶ Dr. Simone Helmle:
»Wie es sich weiter entwickelt – Prozesse von Ausdünnung und Beheimatung« 16
- ▶ Dr. Tobias Sarx:
»Kirche in ländlichen Regionen – Kirchengeschichtliche Impulse für ein
aktuelles Thema« 19

Hospitation – Praxis-Check

- ▶ Jürgen Schilling:
»Diese Vielfalt gilt es wahrzunehmen« / Skizze des zweiten Konferenztages 26

Wahrnehmungen – Feedbacks

- ▶ Dr. Matthias Wünsche:
»Touch and go – Vom Wert göttlicher Gastfreundschaft« 28
- ▶ Dr. Thomas Schlegel:
»Ein Lob auf die Kontextualität – Go out and join him« 30
- ▶ Dr. Aulikki Mäkinen:
»Keine Angst vor Veränderungen« 34

Geistliches Leben

- ▶ Michael Lehmann: »Hebt Eure Augen und seht!« 37
- ▶ Hans Hentschel: »Leben in der Bude« 38
- ▶ Hans Scheffel: »Staunen« 39
- ▶ Friedemann Witting: »Überblick gewinnen« 40
- ▶ Michael Göring: »Weißt du, wie viel Sternlein stehen« 42
- ▶ Kirsten Erichsen: »Was für ein Ausblick« 42

Ausblick

- Dr. Thorsten Latzel:
»Kommende Aufgaben für ‚Kirche in der Fläche‘« 44

Anhang

- Konferenzprogramm 46
- Pressemitteilungen 48
- Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 50

»Auf dem Land daheim« – 1. Land-Kirchen-Konferenz / Eine Einführung

Von Jürgen Schilling

Deutschland erfährt einen demografischen Wandel mit großer Dynamik: Die Einwohnerzahl sinkt, das Durchschnittsalter der Bevölkerung steigt, der Zuzug in wirtschaftsstarke Ballungszentren hält an. Vor allem die als peripher bezeichneten ländlichen Gebiete – längst nicht mehr nur in Deutschlands Osten zu finden – leiden unter dem Ausdünnen der Infrastruktur und der Abwanderung junger Menschen.

Dies verändert das Leben der Menschen, die »auf dem Land daheim« sind. Als Heimat versteht man seit Jahrhunderten die Bindung an Grund und Boden, auf dem das Leben seinen Mittelpunkt findet. Heimat wird bestimmt von den Menschen, die dort verlässliche Beziehungen, Vertrautheit und ein Gefühl der Zugehörigkeit ermöglichen. Der Kirchturm, aus der Mitte des Dorfes hoch hinaus in den Himmel ragend, für Ankommende weithin sichtbar, ist zum Synonym für Heimat geworden.

Heute ist das nicht mehr so einfach. Begegnungen auf dem Dorfplatz sind selten geworden, stattdessen trifft man sich im Einkaufszentrum. Der befreundete Nachbar zieht der Arbeit hinterher und wohnt mit seiner Familie nun in einem anderen Bundesland. Für Schule, Arztbesuch und Post muss man seit geraumer Zeit in die Kreisstadt fahren, aber die Bahn beabsichtigt, die Nebenstrecke still zu legen.

Das Besondere eines Lebens auf dem Land – die Nähe zur Natur, die Pflege der Tradition, das Zusammenleben im Familienverband – ist nach wie vor erfahrbar und wird von den Menschen geschätzt. Es ist in bestimmten Regionen aber längst durchbrochen durch die Trennung von Arbeits- und Wohnort, Arbeitslosigkeit, Auflösung der Familien, Abwanderung, Leerstand. Zur fast täglich abverlangten Lebensleistung gehören Mobilität und die Bereitschaft, sich Neues anzueignen, Fremdes zu integrieren.

Die Menschen sagen darum: Wenn sich schon so viel verändert, dann soll wenigstens die Kirche im Dorf bleiben!

Die Evangelische Kirche in Deutschland hält – noch – an den in vergangenen Jahrhunderten gewachsenen Strukturen parochialer Versorgung

fest. Die kleiner werdenden Zahlen – an Gemeindegliedern, Gottesdienstbesuchern, Konfirmanden, Kasualien, Kirchensteueraufkommen – finden ihren Niederschlag in vergrößerten Aufgabengebieten für die haupt-, neben und ehrenamtlichen Mitarbeitenden. Pfarrer/innen betreuen 5, 8, 10, 15 Gemeinden, Jugendmitarbeiter versuchen die Jugendlichen auf einer Fläche von der Größe der Stadt Hannover im Blick zu halten, Kirchenmusiker/innen fahren 50.000 Kilometer im Jahr, um vier immer kleiner werdende Chöre zu leiten. Es liegt auf der Hand, dass bei einem weiteren Rückgang der Ressourcen in den sich ausdünnenden Regionen eine Dauerüberforderung der Mitarbeitenden droht.

Gerade um ihretwillen zählt zu den großen Herausforderungen, vor denen die Evangelische Kirche in Deutschland im 21. Jahrhundert steht, die Frage nach den Perspektiven für die »Kirche in der Fläche«.

Die Steuerungsgruppe für den Reformprozess »Kirche im Aufbruch« hat das Thema zu einem Schwerpunkt erklärt, woraufhin der Rat der EKD, einen Impuls aus der Konsultation von Landpfarrerinnen und Landpfarrerinnen im Juni 2010 aufnehmend, die Einrichtung einer Land-Kirchen-Konferenz unterstützte.

Die Einrichtung einer Land-Kirchen-Konferenz erfolgte im Wissen darum, dass der demografische Wandel lediglich eine Herausforderung unter vielen ist. Die kirchlichen Prozesse in seiner Folge können jedoch als exemplarisch gelten für Aufgaben, die z.B. aufgrund von De-Institutionalisierung, Säkularisierung und Traditionsabbruch ähnliche Konsequenzen für die kirchliche Arbeit andeuten. Mit der Einrichtung der Land-Kirchen-Konferenz verbindet sich die Erwartung, dass sich ein Netzwerk von Praktikerinnen und Praktikern bildet, in dem Konzeptionen und Perspektiven entwickelt werden. Dabei liegt das Augenmerk nicht auf der Vielfalt des ländlichen Lebens, sondern der Fokus zielt auf jene Herausforderungen, die die Prozesse von Ausdünnung und Peripherisierung für »Kirche in der Fläche« bedeuten. Eingeschlossen sind also auch die Situationen kleinstädtischer Kirchengemeinden und urbaner Regionen mit dem Malus sinkender Attraktivität.

Die 1. Land-Kirchen-Konferenz der EKD, deren Dokumentation mit diesem Heft vorliegt, fand vom 14. bis 16. Juni 2011 in Gotha statt. Die Wahl des Kirchenkreises Gotha als Konferenzort erfolgte bewusst und im Hinblick auf die für die östlichen Gliedkirchen typische Minderheitensituation (Anteil der Christen an der Gesamtbevölkerung unter 25 Prozent) bei immer noch vorhandenen, relativ stabilen volkskirchlichen Strukturen.

Im Zentrum der Konferenz standen die Reflexion der eigenen kirchlichen Arbeit und die Arbeit an neuen Perspektiven. Zugrunde liegt zum einen die These, dass es gelingende Modelle für eine Kirche in ausgedünnten Flächen bereits gibt, diese aber gesichtet und der kirchlichen Öffentlichkeit bekannt gemacht werden müssen. Demgemäß diente die Konferenz den aus allen EKD-Gliedkirchen entsandten Teilnehmerinnen und Teilnehmern als Forum für einen kollegialen Austausch der Ideen, Aktivitäten und Projekte, aber auch für das Benennen von Hoffnungen und Befürchtungen. Zum anderen zeigte sich ein großer Bedarf an der theologischen und konzeptionellen Entwicklung von neuen Formen kirchlicher Präsenz in der Fläche.

Das Programm folgte einem Dreischritt: Am ersten Tag stand die theoretische Reflexion der spezifischen Herausforderungen kirchlicher Arbeit in peripheren Regionen im Zentrum. Am zweiten Tag wurden Kirchengemeinden und kirchliche Einrichtungen aus dem Kirchenkreis besucht sowie Praxisideen der Teilnehmerinnen und Teilnehmern untereinander ausgetauscht. Am dritten Konferenztag galt es, die Herausforderungen konkret zu benennen und Perspektiven für die Zukunft kirchlicher Arbeit in der Fläche in den Blick zu nehmen.

Die vorliegende Dokumentation folgt weitgehend dem Ablauf der Tagung. Im ersten Abschnitt sind die Eröffnungsansprache des Vizepräsidenten des EKD-Kirchenamtes, Dr. Thies Gundlach, und das Grußwort der Präses der 11. EKD-Synode, Katrin Göring-Eckardt, festgehalten. Beide Beiträge machen Mut, sich den Grundherausforderungen, vor denen die Kirche in der Fläche steht, offen und vertrauensvoll zu stellen.

Darauf folgen drei Referate aus unterschiedlicher Perspektive: Sabine Peters, Schriftstellerin aus Hamburg, eröffnet mit Hilfe einer Erzählung einen zugleich liebenswürdigen wie schonungslosen Blick auf die gebrochene Idylle eines Dorfes. Die Agrarsoziologin Dr. Simone Helmle aus Stuttgart stellt die Spannung dar, in der die Prozesse von Ausdünnung und Beheimatung zueinander stehen. Sie wirft die Frage auf, wie sich das Leben in ländlichen Räumen weiter entwickelt. Dr. Tobias Sarx von der Philipps-Universität Marburg entwickelt anhand einer Auswahl von Schwerpunkten aus verschiedenen Epochen der Kirchengeschichte eine Typologie für kirchliche Präsenz in der Fläche.

Die auf der Konferenz breiten Raum einnehmende Praxisreflexion findet ihren Niederschlag in einer Skizze des zweiten Konferenztages.

Drei Prozessbeobachter waren eingeladen: Dr. Matthias Wünsche von der City-Kirchen-Konferenz, Dr. Thomas Schlegel vom Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung, Dr. Aulikki Mäkinen aus der Ev.-Luth. Kirche in Finnland. In ihren Vorträgen, die im 4. Abschnitt dokumentiert sind, teilen sie nicht allein Beobachtungen mit, sondern weisen bereits auf Perspektiven hin.

Der fünfte Abschnitt enthält Texte aus den Andachten, die der Konferenz einen liturgischen Rahmen gaben.

Dr. Thorsten Latzel, Oberkirchenrat im Kirchenamt der EKD, beschließt die Dokumentation mit einem Ausblick auf die kommenden Aufgaben für »Kirche in der Fläche«.

Das Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der EKD dankt allen Referentinnen und Referenten für ihre Beiträge und den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Konferenz für ihre engagierte Beteiligung. Besonderer Dank gilt den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Kirchenkreis Gotha für die freundliche Gastgeberschaft und die inhaltliche Ausgestaltung weiterer Teile des Tagungsprogramms. 

Eröffnung

Nicht auf Pump leben! Kirche in der Fläche als Herausforderung des Evangeliums

Ansprache zur Eröffnung der 1. Land-Kirchen-Konferenz / Von Dr. Thies Gundlach

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Schwestern und Brüder,

»Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben«, so schreibt es Hermann Hesse in seinem berühmten Abschiedsgedicht »Stufen«.

Die 1. Land-Kirchen-Konferenz trägt so einen Zauber in sich, ein Aufbruch, ein Neuanfang, bei dem noch nicht entschieden ist, was wir sein werden (vgl. 1. Joh 3,2). Sicher bin ich mir nur, dass er keineswegs nur einige besonders schwere Probleme unserer Kirche auf dem Lande und in der Fläche zu lösen sich vorgenommen hat, etwa nach dem Motto: Die Kirche in der Fläche hat Probleme, da kommen wir doch mal aus Hannover und lösen die. Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Unsere Kirche (übrigens wohl auch die römisch-katholische Geschwisterkirche) steht überall vor zentralen Herausforderungen, die sich auch auf dem Land, auch in der Fläche, auch hier in dieser Land-Kirchen-Konferenz spiegeln. Nicht die Landkirchen haben ein Problem, sondern unsere Kirche hat auch auf dem Land ein Problem.

Ich versuche dieses Problem, diese »Großwetterlage« (Ernst Lange) einmal so zu beschreiben: Der Kern ist zweifellos auch eine finanzielle und eine konzeptionelle, sicher auch eine organisatorische und ressourcenmäßige, aber zuerst und vor allem stehen wir vor einer geistlichen, einer mentalen, einer theologischen Herausforderung. Diese »Glaubens- oder Frömmigkeitskrise« ist keineswegs auf das Land oder in der Fläche beschränkt, sie prägt Stadt und Land, oben und unten, Diakonie und Parochie, Akademie und Theologie. Deswegen erlauben Sie mir einige erste Grundüberlegungen zu dieser »Großwetterlage«, damit wir dann während der Land-Kirchen-Konferenz die Frage bearbeiten können, was diese gemeinsame Krise konkret für die Situation der Kirche in der Fläche bedeutet.

These 1 – Vom Leben auf Pump

Wir leben in einer Welt, die seit vielen Jahren über ihre Verhältnisse lebt. Griechenland ist eine Art »Menetekel«, biblisch gesehen also ein Zeichen Gottes an der Wand (Dan 5,25). An Griechenland wird deutlich, was unsere gegenwärtige Gesellschaft insgesamt auszeichnet: ein Leben auf Pump. Wir stecken in einem Gebirge aus Schulden: nicht nur finanziell (jeder Bundesbürger ist mit etwa 21.000 Euro verschuldet), sondern auch energetisch (der Atommüllberg bleibt den nächsten Generationen erhalten) und konzeptionell (wie geht gutes Leben ohne höher, schneller, weiter?).

Nun halte ich es für außerordentlich unwahrscheinlich, dass nur die anderen auf Pump leben, aber wir als Kirche nicht. Wir sind zwar nicht ganz so verschuldet wie der Staat, die Kommunen und Städte, aber konzeptionell leben wir m.E. ebenso über unsere Verhältnisse wie die anderen: Wir halten Strukturen, Arbeitsformen und Zustände aufrecht, die für etwa doppelt so viele Kirchenmitglieder aufgebaut wurden. Wir klammern an einer Routine, die die Zahl der burn-out-Mitarbeiter kontinuierlich nach oben treibt. Wir halten fest an aufwendigen Leitungs- und Institutionsstrukturen (jawohl, wir haben zu viel Kirchenleitung), wir leisten uns eine »gremiale Übersteuerung« der Kirche und finanzieren unseren Nachwuchs ziemlich schlecht. Dies – und vieles andere, was schon 2006 im Impulspapier »Kirche der Freiheit« angesprochen wurde – ist Ausdruck eines mentalen Schuldenberges: Wir haben zu wenig Alternativen entwickelt, wir haben zu lange an immer der gleichen Routine und an den gleichen Strukturen festgehalten, wir haben lange Zeit nur eine einzige Energieform gefördert und gefordert, wir leben auch als Kirche konzeptionell auf Pump.

These 2 – Neue Biedermeierzeit

Scheinbar anders und in der Sache doch tief verknüpft ist eine zweite Grundherausforderung unserer Tage: Je komplizierter das Leben wird, je

radikaler sich die Globalisierung durchsetzt, je individueller und vereinzelter und einsamer das Leben wird und je anspruchsvoller die Leistungen sind, die wir in Beruf und Familie, in Gesellschaft und Politik abliefern müssen, desto größer wird die Sehnsucht nach einem beschützten Leben im Nahbereich. Die Rückseite der Modernisierungen ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts immer die Rückkehr aufs Land, die Romantisierung des Dorflebens, die Idylle des Biedermeiers. Mit der Industrie kam der Schrebergarten, mit der Mobilität das Reihenhaus auf dem Land.

Noch heute – nach fast 200 Jahren Industrialisierung – gibt es nach wie vor einen starken Zug der Städter aufs Land – oftmals und zunehmend ältere Menschen, die ihren Kampf gekämpft, ihre Lebensarbeit abgeschlossen und die im Alter ihr Glück im Grünen suchen wollen. Früher zogen junge Familien aufs Land, um ihren Kindern ein Stück heiles Aufwachsen zu ermöglichen und nahmen Fahrtzeiten in Kauf. Heute dominiert der entgegengesetzte Zug, dass nämlich junge Familien das Land mit in die Stadt nehmen, sie gestalten Hinterhöfe zu kleinen Gartenkunstwerken und suchen die Verbindung von Familie und Beruf, Kinder und Natur ohne lange Wege hinzukriegen. In Berlin-Mitte finden sich mittlerweile ganze Gartenanlagen in den Hinterhöfen. Die Sehnsucht nach einem Stückchen heile Natur ist ungebrochen, die Alten ziehen aufs Land, die Jungen bringen das Land mit in die Stadt. Entsprechend boomen die Landzeitschriften, der Kauf von Gartengeräten kann ganze Illustrierte füllen, und dass das Fernsehen voll ist von Koch-, Kleidungs- und Kosmetiksendungen hat ebenfalls mit dieser Tendenz zum Nahbereich zu tun. Wir sind in eine Biedermeierzeit geraten, der Platz am warmen Ofen in den eigenen vier Wänden wird zum Sehnsuchtsort, die große, böse, schnelle, dreckige Welt soll doch draußen vor der Tür bleiben. Und zum »Wut-Bürger« wird man nur, wenn diese Idylle durch Bahnhöfe, Stromtrassen oder andere Großprojekte gestört wird.

These 3 - Glauben als Tiefenüberraschung

Die Spannung ist mit Händen zu greifen: Wir leben über unsere Verhältnisse, müssen erheblich umsteuern, größere Einheiten schaffen, Energie einsparen, lange Wege vermeiden, wir sind aber zugleich in einer Rückzugsphase, die kleine, gesunde, heile, unbedrohte Welt des Nahbereiches wird immer wichtiger, wir müssten eigentlich noch dezentraler, noch kleinteiliger, noch basisnäher arbeiten. Theologisch und konzeptionell ist

dies eine unerhörte Herausforderung: Wir sollen den Menschen nahe bleiben, aber haben die Mittel dazu nicht, wenn wir nicht noch länger auf Pump über unsere Verhältnisse leben wollen.

In dieser Spannung sollten wir das tun, was die Bibel rät: »Suchet zuerst das Reich Gottes ... alles andere fällt Euch zu.« (Mt 6,33)

Was ist unser Kerngeschäft? Was können nur wir? Wohin ruft uns Gott?

Das Evangelium ist weder eine Widerstandsbe-gründung gegen Großprojekte noch eine Anleitung zu Biedermeierleben, sondern erst einmal eine große Unterbrechung aller Routine. Gott lädt uns ein, bei ihm inne zu halten und sich unterbrechen zu lassen in dem, was wir immer schon gut und richtig und nötig und alternativlos fanden. Zugang zu Gott und zum Glauben erwächst aus dem Staunen, Verwunderung ist der vornehmste Weg zur Entdeckung Gottes. Glaube entsteht aus einer Tiefenüberraschung des Lebens, weil das Evangelium ein Ausatmen ist, ein Freiwerden von aller Zwangsläufigkeit und Alltäg-lichkeit. Wir können uns vor und mit Gott selbst neu entdecken, die alten Wege schätzen lernen, die neuen Wege ohne Angst ansehen, wir können getrost sein, weil wir uns in den Herausforderungen und Umbrüchen unserer Tage gar nicht so verlaufen können, dass Gott uns nicht etwa wiederfindet. Immer wenn wir aus dem Hamsterrad der Geschäftigkeit heraustreten, wenn wir in unserer eigenen Seele Asyl erhalten, immer wenn wir die Einzelzelle unseres Ichs verlassen können und Freigang haben für die Dankbarkeit, immer dann ist Gott nicht fern.

Aber: So gesehen ist die Bibel keine »Ratgeber-Literatur« für den Alltag, sondern ein geheimnisvolles Buch voller Tiefenaufklärung. Und der christliche Glaube ist keine Zauberwissenschaft zur Lösung allgemeiner politischer oder gesellschaftlicher Probleme, sondern dem Glauben geht es um spirituelle Güter, um Gottesgegenwart, um Berührung von Herz und Seele durch Gottes pfingstlichen Geist. Deswegen sollen und dürfen wir Gott nicht trivialisieren, indem wir seine sinnvollen Verwendungsmöglichkeiten für Stadt und Land betonen. Deswegen dürfen wir Gott nicht funktionalisieren und betonen, wie sehr dieser liebe Gott uns beheimaten kann und wie wohnlich es mit ihm wird und wie treulich Gott da bleibt, wenn alle anderen schon gegangen sind. Gott darf kein Biedermeiergott werden, sondern das Wunderbare, das Geheimnisvolle und die Unabschließbarkeit Gottes müssen im Zent-

rum unserer kirchlichen Verkündigung stehen, sonst wird Gott zu klein.

These 4 - Geschichten, Geheimnis, Gestaltung

Wir können jede Kooperation eingehen, jede Dorfinitiative und jede Stadtteilaktion befördern, solange deutlich bleibt, dass wir dies als Kirche aus dem Evangelium heraus machen. Wir dürfen uns nicht mit unserem Innersten unsichtbar machen, sondern mit unserer geistlichen Kompetenz nach außen treten und sichtbar werden. Nur: Wie kann das gelingen? In einer Welt, die zwischen Biedermeier und Optionsstress erschöpft hin- und herpendelt?

Ich glaube, unsere Kirche muss in Stadt und Land die drei großen G's stärken und damit auch die Prioritäten setzen: Geschichten, Geheimnis, Gestaltung.

Geschichten erzählen. Das ist unsere Aufgabe, die biblischen Geschichten selbst zu Worte kommen lassen. »Story-Telling« heißt das modern, aber es ist uralte, es ist die Idee Jesu selbst. Kleine, klare, berührende und aufklärende Geschichten erzählen. Und wir haben in der Bibel große kleine Geschichten. Aber wir sollten hier auch nicht auf Pump leben. Spätestens bei der nächsten Generation müssen wir ganz neu anfangen, sozusagen bei Adam und Eva. Wir müssen erzählen von Abraham und seinem Auszug, von Jeremia und seinem Verschwinden in der Geschichte, von Jesus und seinem Weg, von den Jüngern und ihrem Zweifeln. Daneben gibt es in unserer Welt tolle Erzähler, wir können von den »Kindern der Welt« viel lernen: Hollywood kann Geschichten erzählen, Juli Zeh und Stieg Larsson aber auch, Werbefilme können erzählen, aber auch Comics und manche Spiegelartikel. Lernen von anderen, um Christus ins Leben hinein zu erzählen, das hat Priorität, wir müssen unsere engen Sprachpfade entgrenzen und neue Worte fürs Erzählen finden.

Geheimnis stärken. Wer Theologie treibt, erklärt Gott nicht, sondern entfaltet »Gott als Geheimnis der Welt« (E. Jünger). Theologie ist nicht Rede über die Religion, sondern religiöse Rede, ist sprachliches Staunen über die Tatsache, dass es Gott gibt und nicht vielmehr nicht gibt. Wir dürfen auch hier nicht auf Pump leben, indem wir die Gottesfrage nicht richtig stellen, nicht ernst genug stellen, nicht grundsätzlich genug angehen. Es ist auch ein Stück Verslossenheit der Kirche

in sich selbst, wenn wir die Fragen nicht mehr kennen oder aufnehmen, die die Menschen um uns herum wirklich und ernsthaft haben. Deswegen ist es so entscheidend, dass wir trotz des Ressourcenmangels auch die anderen kennen, nicht nur die, die in und mit der Kirche leben, sondern auch die anderen Milieus, die Reichen und die Armen, die Fernen und die Zweifler. Hören von anderen, um Christus in ihrem Leben zu entdecken, das ist unsere Aufgabe, damit wir nicht austrocknen in unseren Gemeinden.

Gestaltungen finden. Das ist vermutlich derjenige Punkt, der uns am meisten beschäftigen wird in diesen zwei Tagen. Welche Formate, welche Gestaltungen, welche Ideen haben wir, um Menschen zu erreichen und zu berühren mit Geschichten der Bibel und mit dem Geheimnis des Glaubens? Auch hier gilt der Grundsatz: Nicht weiter auf Pump leben, nicht über unsere Verhältnisse arbeiten.

Wir wollen die Christen, die es in Stadt und Land (noch) gibt, nicht vernachlässigen, obwohl wir wissen, dass sie nicht die Zukunft unserer Kirche sind. Wir wollen, dass jeder Christ weiß, zu welcher Gemeinde er gehört, wer sein/e Pfarrer/in ist, aber der einzelne Pfarrer wird für immer mehr Menschen zuständig sein. Die Theologen/innen werden verschluckt von Arbeit und Routine, dabei wissen alle: Wir brauchen gute und gehaltvolle, aufmerksame und tief gegründete Theologie. Und: Alle diese Spannungen können wir nur noch eine begrenzte Zeit aushalten, ich fürchte gar, die Zeit ist um, die Mitarbeiter sind erschöpft, die Batterien leer, die Hoffnungen verdimmt, wir leben zu lange schon auf Pump.

Darum meine Bitte für diese erste Landkirchenkonferenz: Reden Sie Klartext, seien Sie aufrichtig, nennen Sie Lust und Frust so direkt wie möglich. Unsere Kirche braucht Ihre Ehrlichkeit: Nennen Sie darum die Freude, die die Kirche auf dem Lande macht, aber auch die Grenzen und die Enge, die Ängste und die Leere. Denn Wahrhaftigkeit hat eine Verheißung, die im Johannes-Evangelium so lautet:

»Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.« (Joh 8,31f.)

Mit der Erinnerung an diese Freiheit eröffne ich die 1. Land-Kirchen-Konferenz und wünsche uns allen von Herzen Gottes Segen. 

Kirchliche Heimat in der Heimat Dorf

Grußwort zum festlichen Empfang am Eröffnungstag

Von Katrin Göring-Eckardt, Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland

Sehr geehrte Frau Ministerpräsidentin Lieberknecht, sehr geehrter Herr Regionalbischof Werneburg, sehr geehrter Herr Landrat Griesemann, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Kreuch, meine sehr geehrten Damen und Herren aus Kirche und Staat, liebe Schwestern und Brüder!

Willkommen zum Empfang der 1. Land-Kirchen-Konferenz hier im Augustinerkloster in Gotha – dem zweifellos besten Ort, eine solche Konferenz zu eröffnen, zu begründen, anzufangen.

Den ganzen Tagen haben wir bereits miteinander geredet und aufeinander gehört, gemeinsam gelernt und vieles gelobt. Deshalb will ich mich heute Abend auf Folgendes beschränken: auf einen Gedanken, eine doppelte Hoffnung und eine Abkündigung.

1. Ein Gedanke: Wie das Land so ist...

Wir haben heute im Laufe des Tages bereits viel darüber gehört, wie das Land so ist – soziologisch, historisch und literarisch betrachtet – ich will nur noch wenige Gedankensplitter hinzufügen.

Wenn man sich die Namen der Dörfer und Orte, aus denen wir kommen, auf der Liste der Teilnehmerinnen und Teilnehmer anschaut, ahnt man höchstens anhand der Postleitzahl, wo man uns ungefähr ansiedeln muss. Aber dort, wo wir herkommen, spielt sich das Leben ab, auch das kirchliche Leben. Da wird gelebt, gefeiert, geliebt und getrauert, und das – möglicherweise auch durch die große Naturverbundenheit – vielleicht sogar intensiver als in mancher Stadt. Als der Historiker, Kulturkritiker und Journalist Gustav Seibt einmal über Heimat sprechen sollte, tat er sich schwer zu beschreiben, woran er Heimat denn fest machen sollte. Auf einen wesentlichen Unterschied zwischen Stadt und Land kam er aber dann doch zu sprechen: Das Leben in der Großstadt, sagte er, ist eintönig, da man dort nur Umgang mit Seinesgleichen hat, mit den gleichen Milieus, also: mit denen, die man sich aussucht, in dem Stadtteil, den man gerade für den besten hält, in dem Café, das zuverlässig die gleiche Mischung aus Kaffee und Milchschaum produziert, an die man nun einmal gewöhnt ist. Aben-

teuerlich, so Seibt, und abwechslungsreich ist hingegen das Leben auf dem Dorf. Dort hat man quasi permanent und unweigerlich und ohne Rückzugsmöglichkeit Umgang mit so wildfremden Menschen wie der eigenen Großtante.

Heute lebt, wer auf dem Land lebt, zuallermeist freiwillig und gern hier, Gott sei Dank! Er und sie schätzt das Grün und die Gärten, den überschaubaren Raum und die Nachbarschaft, die vertrauten Gesichter beim Einkaufen, in den Straßen und auf den Wegen – oder beim Besuch des Friedhofs. Sie und er liebt die Freiheit für die Kinder, die sie beim Spielen hier haben – auch außerhalb eingezäunter Spielplätze und Parks – die Dorffeste und die Veränderung der Landschaft zu den verschiedenen Jahreszeiten, den Blick auf den Kirchturm und das Rattern der Traktoren, das Schwätzchen zwischendurch und vielleicht auch manchmal das Geschwätz... Vielleicht ja sogar die wildfremde Großtante. Das Leben auf dem Land ist aufeinander bezogen, es ist eng und es macht frei zugleich. Als unser Sohn so etwa vier Jahre alt war, machte er sich auf eine Reise. Er packte seinen kleinen Pappkoffer mit Gummibärchen und einem Plüschtier und Handschuhen (es war zwar Sommer, aber man weiß ja nie). Seine Reise sollte nach Erfurt gehen. Er hatte gerade die hohe Klinke des Hoftores erreichen können und so war er frei, sich auf den Weg zu machen. Wohl eine halbe Stunde später, er war noch nicht einmal vermisst worden, denn er war ein Kind, das sich gern allein im Garten beschäftigte, kehrte er heiter zurück – mit einer aufgeregten Frau aus dem Dorf, die ihn am Ortsschild aufgegriffen hatte. Immerhin, er war fast bis aus dem Dorf hinaus gekommen...

Also: ländliche Idylle von Nahbarkeit und Nachbarschaft, von Achtsamkeit und Angeschlossenheit. Das andere Bild: die vornehmlich landwirtschaftliche Prägung ist inzwischen so selten, dass dann gleich Touristen in den gläsernen Bauernhof kommen. Der demografische Wandel hat zur Folge, dass die Menschen auch und besonders in ländlichen Regionen immer älter werden und eine »Ausdünnung« vieler ländlicher Räume zu beobachten ist – wir haben heute im Laufe des Tages bereits viel davon gehört. Die Ansprüche an uns als Kirche sind entsprechend unterschiedlich. Einerseits haben die »Landmigranten« den Wunsch, besondere, moderne, aber eben nicht

städtische oder pseudostädtische religiöse Ansprache zu erleben. Sie wünschen sich eine Kirche, die der Lebensphase (meist mit Kindern) und dem Lebensstil (nah an der Natur und am Nachbarn) entspricht und freilich von hoher geistlicher, aber auch kultureller Qualität sein soll, aber eben nicht abgehoben und aufgesetzt wie in der anonymen Stadt. Die »Urbewohner« wünschen sich, dass nach dem Laden, der Schule und der Kneipe nicht auch noch das Pfarrhaus fremdvermietet und die Kirche geschlossen wird. Kirchenpolitisch ist das eine echte Herausforderung: Zwischen Bewahren und Aufbruch, zwischen Festhalten und Ausschweifen, sind wir auf dem Weg. Mit weniger Mitarbeitenden und weniger Gemeindegliedern, mit erstaunlichen Missionserlebnissen und ermüdenden Leerbänken.

Ideen, Aufbruch, Neuwerden – man hört es ständig und kann es schon kaum noch hören. Nicht immer führen noch so kreative Ideen weiter, auch wenn sie besonders innovativ sein sollten. Manchmal ist ein totaler Rückzug auch nur dadurch zu verhindern, dass wir uns zurück ziehen – von manchem Gewohnten, von lieb Gewonnenem, auch von dem, was uns selbstverständlich und unverzichtbar erscheint. Wir müssen neue Formen für eine Kirche auf dem Land entwickeln, die nicht mehr flächen-deckend, sondern die vielmehr land-liebend sind. Wenn »die Kirche im Dorf« bleiben soll, auch in Zukunft noch, dann kann und darf nicht alles einfach so bleiben, wie es vermeintlich immer war. Vielleicht ist es ja auch so, dass erst dann manche Menschen wieder erkennen, was sie vermissen, oder neidisch werden auf diese großartige Truppe, die wir Christen sind – da will man doch dabei sein!

Kirche ist eine der zentralen Beheimatungskräfte auf dem Land; die Kirche und das kirchliche Leben schenken eine Heimat in der Heimat Dorf, sie geben Orientierung, nicht nur im Landschaftsbild und stiften Identität. Es gilt, die Land-Leber zu bestärken, ihnen spirituelle Räume, kulturprotestantische Säle – Kirche ist ja häufig der Kulturraum auf dem Land schlechthin – und intellektuelle Küchentische zur Verfügung zu stellen oder sie zu ermuntern, das selbst zu tun. Denn die Kirche ist Integrationsfaktor, auch milieuübergreifend, zum Beispiel zwischen Alteingesessenen und Neuzugezogenen, Jungen und Alten, Alleinlebenden und Familien. Sie kann Räume schaffen, in denen sich Kinder entfalten können und Geschichten hören, in denen sie sich wiederfinden, die ihnen Orientierung geben, Großeltern Geschichten sozusagen, wo die Großeltern selbst nicht nur aktiv, sondern auch noch weit weg

sind. Biblische Geschichten zumal, die kaum noch zum Kulturgut der Familien gehören.

2. Doppelte Hoffnung

Ich habe die Hoffnung – und die hat sich heute im Laufe des Tages bereits bestätigt –, dass dieser 1. Land-Kirchen-Konferenz hier in Gotha ein wirklicher Zauber inne wohnt. Dass wir eben nicht resignieren und die Köpfe in den Sand stecken, sondern anfangen, innovativ und begeistert die kirchliche Zukunft auf dem Land zu gestalten.

Wir können uns da zum Beispiel durch das Initiativprojekt »shrinking cities«, schrumpfende Städte, inspirieren lassen, das unter anderem die Kulturstiftung des Bundes in den Jahren 2002 bis 2008 förderte und das mit kreativen Ideen auf schrumpfende Metropolen, den Rückgang und das Älterwerden der Bevölkerung reagierte und auch die Chancen dieser Entwicklung benannte. Diese erste Land-Kirchen-Konferenz ist jedenfalls so etwas wie dieses Projekt: Es gibt ja bereits viele gute Ideen und Lösungsansätze. Lasst uns die Tage hier in Gotha nutzen, um interessante Projekte zusammenzutragen, unsere Erfahrungen auszutauschen und neue Ideen zu entwickeln. Ich wünsche mir jedenfalls, dass von dieser Land-Kirchen-Konferenz Bilder von gelingender Kirchlichkeit in ausgedünnten Regionen ausgehen. Und dass wir dazu beitragen, gemeinsam neue Wege für den haupt- und ehrenamtlichen Einsatz zu finden.

Die zweite Hoffnung: Matthias Kamann hat in einem seiner Berichte in »DIE WELT« über den Kirchentag in Dresden den Protestantismus als Sehnsuchtsreligion bezeichnet. Ich finde, das ist – gerade in einer Region, in der die Christinnen und Christen in der Minderzahl sind – eine wunderbare Ansage! Wenn es uns gelingen sollte, Sehnsucht zu wecken und zu beschreiben, wonach wir uns sehnen, dann wäre das ein mehr als wichtiger Schritt ins Freie, zu denen, die diese Sehnsucht neu kennenlernen, die suchen, auch zu denen, die »vergessen haben, dass sie Gott vergessen haben« (wie das Axel Noack in Anlehnung an Wolf Krötke¹ gesagt hat).

Dass wir das hier in Gotha tun können – Ideen miteinander teilen, Sehnsuchtsorte benennen, Modelle kennenlernen und über gangbare Wege streiten für eine Zukunft von Kirche im ländlichen Raum, eben »Daheim im Dorf« – verdanken wir der Gastfreundschaft des Kirchenkreises Gotha, stellvertretend danke ich hierfür dem Super-

intendenten des Kirchenkreises, Michael Lehmann. Und ich danke dem Kirchenamt der EKD bzw. den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Reformbüro, die den Impuls von Landpfarrerinnen und -pfarrern nach einem ersten Konsultationstag vor einem Jahr in Hannover aufgenommen und diese Land-Kirchen-Konferenz inhaltlich vorbereitet haben – Dank hierfür stellvertretend an Dr. Thorsten Latzel und Jürgen Schilling. Und ich freue mich, dass wir richtig international sind: Mit Pfarrerin Dr. Aulikki Mäkinen ist auch eine Teilnehmerin aus dem hohen Norden Europas unter uns, die unsere Konferenz mit ihren Erfahrungen und Ideen bereichern wird, herzlich willkommen, Tervetuola! (Das war finnisch...)

3. Und die Abkündigung

Kennen sie Ramsla? In Thüringen kennt das fast jeder, dieses Dorf bei Weimar. Ramsla hat einen

Posaunenchor, Heiligabend werden vor der Kirche die Weihnachtslieder gespielt, auch eine Form missionarisch kulturprotestantischer Aktivität. Ramsla hat eine Kirche, die nicht zu beheizen ist (soviel ich weiß). Und Ramsla besitzt einen kleinen Berg, und wenn man da fast oben ist, gibt es eine Straße, an deren Ende sich die Füchse gute Nacht sagen. Wer aus Ramsla kommt, weiß alles über Dörfer und Kirchen dort und über die Mühen der Ebene und die Freuden der Höhe. Ich freue mich sehr, dass wir sie zu Gast haben, die Frau, die Ramsla berühmt gemacht hat: Frau Ministerpräsidentin, ich freue mich auf ihre Rede!

Anmerkung:

¹ *Reden von Gott, wo Gott vergessen ist. Zur Herausforderung der christlichen Verkündigung im Osten Deutschlands, in: Severin J. Lederhilger (Hg.), Die Marke »Gott« zwischen Bedeutungslosigkeit und Lebensinhalt, Frankfurt/M. 2008* 

Beheimatung auf dem Land aus drei Perspektiven

Wie es im Dorf so ist – Vom Lebensgefühl auf dem Land

Von Sabine Peters

Das Rheiderland, die west-nordwestdeutsche Küste. Ein Teil von Ostfriesland, an der Grenze zu den Niederlanden. Hier mündet die Ems in den Dollart, draußen öffnet er sich in die Nordsee. Hier ist das Land platt; Straßendörfer, vereinzelte Höfe. Fahrräder lehnen an Bushaltestellen irgendwo mitten im Land. Deiche, Kanäle, Pappelreihen, und der Himmel fängt auf Augenhöhe an.

Maurer Fokko hat gebaut, und 1987 vermietet er sein kleines altes Elternhaus am Dorfrand an die Schriftsteller Marie und Rupert, die aus Hamburg kommen und trotzdem das hiesige Platt kaum verstehen. Es sind zuerst die Nachbarskinder, die die Zugezogenen besuchen, die ihren Eltern sagen, was sie sehen: Keinen Fernseher und keine Spülmaschine, dafür Bilder von Menschen mit Horn auf dem Kopf, Wände voll Bücher, im Küchensofa ein Loch. Und beide ohne Ring am Finger! Deshalb vielleicht lässt die Dorffriseur Swantje, Maries Haarschnitt ist zur Hälfte fertig, ihre Schere über deren Ohr stehen: »Sie glauben doch an Gott?« Totenstille im Salon, die andern Frauen horchen, was Marie zusammenstottert. Hier sind die meisten Leute reformiert; daneben gibt es auch Lutherische und einige Baptisten. Als aber Swantje Lürens Tochter sich mit einem Katholiken aus dem Emsland anfreundet, kriegt sie Ärger mit den Eltern. Denn die Katholiken glauben an den Papst und an den Teufel.

Auch hier in dieser Gegend sind die meisten Leute verschuldet bis unters Dach, denn keiner will unter dem anderen stehen, und man erhebt sich immer nur in Grenzen über die anderen. Also Mittelklassewagen, Eigenheime, neue und neuste Einrichtungen. Es gehört sich, jedes Schnäppchen zu loben, daher bewundert Marie das neue Sofa von Nachbarin Ilse, was die ihr nur halb glaubt. Denn die Schreiber behaupten, mit ihrem Sofa noch sehr zufrieden zu sein. Die haben kaum was auf der Naht und halten auch nicht viel von Ordnung, sie pflücken im Herbst nicht das Laub der Kastanie aus der Hecke. Die Gärten der Nachbarn sind auf Zack gebracht, dass nur kein Kraut aus der Reihe tanzt. Kasernenhöfe, sagt Rupert. Aber er sieht ganz gern vor den roten Ziegelhäusern der Nachbarn die fliegende Wäsche; der Wind

spielt mit Blaumännern, Blusen und dicken Socken.

Hier ist alles noch ein paar Jahre zurück, noch 1988. Fast jeder hat seinen Gemüsegarten, sein Schwein im Stall. Hier ist gar nichts ein paar Jahre zurück. Die Arbeitslosigkeit ist das Problem Nummer eins auch in dieser Region. Bauern und Handwerker sind traditionell verfeindet. Wer nicht Bauer ist, arbeitet meist als Maurer oder bei der Meyerwerft im Emsland. Viele Frauen verdienen sich ein Kleingeld von der holländischen Firma, die ihnen jeden Morgen Krabben zum Puhlen vorbeifährt. Drei Dorfläden leben von eiligen Frauen, von Alten und von vernaschten Kindern. Zwölf Kilometer weiter der nächste Großmarkt.

Swantje weiß nicht, zu welcher Lehrstelle sie ihrer jüngsten Tochter raten soll. Die heiratet ja doch, also egal. Nina landet beim Dorfhändler Meinhard. Kurz vor der Prüfung wirft sie die Ausbildung hin, wird monatelang krank. Der Arzt im Nachbarort rät zu einer Therapie, er weiß, in der Familie Lürens kriselt es permanent, Nina ist nur die Spitze des Eisbergs. Die bräuchten alle Hilfe. Therapeuten und Sozialarbeiter gibt es allerdings erst 20 km weiter in der Kreisstadt Leer, und bis dahin fährt hier keiner, nur um zu quasseln. Nina arbeitet später als Ungelernte zwölf Kilometer weiter. Als sie auf einer Scheunenparty im Suff geschwängert wird und der Mann sich weiter nicht blicken lässt, bleibt sie im engen, bängen, strengen Schutz ihrer Eltern, und wenn man zu Fuß am Haus vorbeigeht, hört man neben dem NDR 1 fast immer streitende schreiende Stimmen.

Es gibt aber auch andere Geräusche hier auf dem Land: Die Eulen mit ihrem leisen fuh-hüh, das Plopp der Äpfel, die vom Baum fallen. April, April: Die beiden ersten Kühe auf Bauer Bronsemas Weide wittern mit hochoberhobenen Hälsen und Köpfen, blähen die Nüstern. Sie werfen sich selbst in die Luft mit allen vier Beinen, 2 x 2 Tonnen Kuh in der Luft, Freudentonnen, das ist der Frühling im Rheiderland.

Marie sagt längst zu jeder Tageszeit »Moin«. Von ihren Nachbarn hört sie es in einer Klangvielfalt

wie Muh, »Moin«, entschieden kurz oder lang hingezogen, klagend erst und dann mit einem Stimmanstieg wie staunend. Und wahrhaftig reden alle immerzu vom Wetter, spotten die beiden Schreiber aus der Stadt, die lange brauchen, bis sie etwas von hier begreifen. Aber die Nähe wächst unmerklich: Eines Tages ist Marie bei Ilse zum Tee, und Ilse knöpft sich ihre Bluse auf und zeigt Marie die lange Narbe auf der Brust. Das war vor deiner Zeit, erklärt Ilse. Man sagt dazu nicht Krebs, es heißt: sehr krank. Und weil Marie keine Verwandte ist und viele ungeschriebene Dorfregeln nicht mit der Muttermilch aufgesogen hat, erzählt Ilse ihr unter vier Augen: Ihr Cousin wäre ganz gern im Dorf geblieben. Aber er wollte keine Frau. Der kriegte Herrenbesuch aus Holland. Das wurde bemerkt. Dann hatte der Cousin mal einen unklaren Ratscher am Auto. Mal war sein Rad im Kanal versackt. Und wer für das Veilchen an seinem Auge verantwortlich war, hat er im Dunklen nicht erkannt; es waren wohl mehrere Nachbarn. Der Cousin wohnt jetzt in Holland. Kannst du nichts machen, sagt Ilse, so ist es eben bei uns.

Hier hängt man sonntags keine Wäsche auf und gräbt auch nicht den Garten um. Freitags kauft man im kleinen Nachbarort am Hafen kutterfrischen Plattfisch. Alle verhängen ihre Fenster mit Gardinen, und Rupert lästert: Jeder könnte sich freuen an der unbändigen Macht des Winds, wie er durch Weizenfelder jagt in großer Weite draußen. Stattdessen dichte Schleier vor den Fenstern, die bei jedem vorüberfahrenden Auto angehoben werden, dann spinxen die Nachbarn, was los ist. Fokko sieht von seiner Küche aus Meinhard, was fährt der Händler so früh schon los? Fokko sagt nichts gegen Meinhard, denn der Satz: Einer versteht es zu schweigen, dieser Satz ist ein großes Lob. Bloß Marie und Rupert reden gern und wissen, dass sie immer fremde Vögel bleiben werden. Aber dann ärgern sie sich doch gemeinsam mit dem Händler über Feriengäste aus Frankfurt, die hier die FAZ und Brezeln vermissen. Trotzdem gibt es Widersprüche mit den Nachbarn, weil die nur BILD und die lokale Zeitung lesen. Und das Blatt macht keinen Streit gegen die Meyerwerft, die immer mal wieder den Fluss ausbagert fürs Geschäft und damit peu à peu die Ems kaputtreguliert. Die Zeitung schreibt lieber, wie eine Band aus Oldenburg beim Frühjahrsfest den Leuten tüchtig einheizte. Harmonie und heile Welt nach draußen, und hinter den Gardinen sprachloses Unglück, ist es so? Jedenfalls erwägen Rupert und Marie zu Beginn des zweiten Golfkriegs 1991 den Umzug nach Hamburg. Dort würde man wohl nicht so umstandslos vom

Thema »Krieg« zum Thema »Kleieboden« kommen. So ist es hier. Warum soll es in Hamburg sehr viel anders sein?

Da gehen sie lieber ins Wirtshaus zur alten Anna, zu Ilses Mutter, die viel liest und alles weiß vom Königshaus Monaco. Anna fragt, ob Marie schweigen kann, und erzählt die Interna aus der Ehe von Maries Vermieter, Maurer Fokko. »Der ist nicht so fromm, wie er tut!« Aber als ein Sturm bei Rupert und Marie die Dachschildeln wegreißt, kommt Fokko spätnachts vorbei und stopft das Dach, damit die beiden nicht fortfliegen samt ihrem Katen. Aus nachbarlicher Freundlichkeit gräbt er mit seinem Pflug den kleinen Acker seiner Mieter um. Wenn Fokko nicht wäre, das sagt auch der Schmied, dann wären wir alle hier etwas blasser. Fokko hat grüne Daumen, in seinem Garten wächst neuerdings auch eine Quitte. Die alte Anna hat nichts gesagt, aber sie findet Quitten überflüssig. »Fokko muss immer was Besonderes haben!« Dafür aber lacht das ganze Dorf geschlossen über die zwei Zugezogenen aus Bottrop, die sich Hühner anschaffen. Als eins der Federviecher kränkelt, lassen sie es vom Arzt mit einer Aufbauspritze stärken! Die Alteingesessenen machen nicht viel Umstände mit überflüssigen oder störenden Tieren, und in den Blumenschalen aus Zierdebeton muss es immer blühen, sonst reißt man raus und pflanzt nach, wie sieht das sonst aus. Als der Schmied in seinem Kartoffelacker eine einzelne Distel stehen lässt, weil er die Blüte schön findet, heißt es im Laden von Meinhard, er war schon immer »bietje besünners«, ein bisschen besonders.

Und die deutsch-deutsche Entwicklung seit der Wiedervereinigung hat höchstens im Fernseher was verloren, denn Fokko hat für Ruperts Ofen Bauholz angeschleppt. So sägen die beiden Holz im Frostlicht eines Wintermorgens und schreien sich zu, dass es Schnee geben wird, ab wann, wie viel, welcher Art.

Es ist ein Glück, hier zu wohnen. In den Nächten bricht der Mond über Bronsemas Hof langsam auf, zieht hoch, zieht seine Bahn, von Kammerfenster zu Kammerfenster kann Marie dem Leuchten folgen; der Mond nimmt sie nachts in die Stille mit. Dagegen tagsüber Lärm: Brennesselpeitschen, Laubsauger, und der Entenwalzer von Fokkos Frau Lini, einmal am Tag aufgedreht bis zum Anschlag. Trotzdem ist Marie einig mit Lini, die Feriengäste aus dem Ruhrpott sind auch dies Jahr wieder eine Plage: Die grinsen auf dem Friedhof über Namen wie Reverdine oder Alderike, statt sich daran zu freuen oder mal nachzu-

fragen. Andere aus Frankfurt sabbeln vom Garten Eden, in dem man lebe. Wo dieses Jahr doch die Kartoffelkäfer in den Äckern wüten und hauslose Schnecken systematisch den Salat vernichten.

Im Garten Eden war allerdings auch der Bogen unbekannt. Marie lernt diese Tradition kennen und fürchten. Hier im Dorf muss man immer wieder Blumen aus bunten Servietten falten, zum Anlass eines Jubiläums, zum fünfzigsten Lebensjahr oder zum fünfhundertsten Hochzeitstag eines Paares. Die Papier-Blumen werden in ein Gewinde von Zweigen gebunden, der Bogen als Schmuck einer Haustür. So sitzt Marie auch 1994 eines Abends zwischen ihren Nachbarinnen in einer engen Küche und erfährt, Heinz Rühmann ist verstorben. Sie faltet ungeschickt und diskutiert mit über Grünkohl. Dabei besteht sie auf einem Rezept ohne Graupen, wurzellos ist sie, das wusste Swantje immer schon. Wie gerne würde Marie an solchen Bastel-Abenden mit ihrer Arztfreundin aus Leer oder auch mit dem Dorfpastor über Kierkegaard, Camus und Houellebecq reden. Stattdessen erfährt sie, dass die Frau vom Schreiner neuerdings krank ist, Depression, und in die Nervenanstalt nach Aurich kommt. Swantje sagt, die war schon immer faul, wir müssen uns alle am Riemen reißen.

Und selbst im Rheiderland zieht der Fortschritt ein, die Holländer lassen ihre Krabben irgendwo bei den Afrikanern puhlen. Dafür kommen Carports und Auffahrten zu den Carports, Rinderwahn und Inlineskater. Ileses Sohn Sascha trägt neuerdings ein Tattoo. Er hat sich nicht nur mit seinen Altersgenossen, sondern auch mit Rupert beraten, ob es ein Drache auf dem Oberarm sein soll, oder das Logo seiner Lieblingsband. Rupert war froh über das Vertrauen. Auch zwischen Ilse und Marie sind Formalitäten längst nicht mehr üblich; also läuft der Fernseher weiter in Ileses Küche, als sie 1997 sehen, wie die Welt trauert um die Rose Englands, um Diana, die verstorben ist. Bei der Beerdigung singt Elton John. Um unsereins wird so ein Wirbel nie gemacht, sagt Ilse. Für uns gibt's nur die olle Orgel und gar keinen Star. Aber nichts gegen den Pastor, der schneit auch bei uns mal vorbei, schmökt eine Fluppe und erzählt, was los ist. Der Pastor und Händler Meinhard, das sind unsere besten Zeitungen. Sonst hätte ich nicht gewusst, dass die Demenz von der Frau vom Schmied jetzt schlimmer wird, sagt Ilse. Ich hab den beiden paar von meinen Erdbeeren vorbeigebracht. Und sie legt Marie noch ein Sahnestück auf den Teller, das vom Geburtstag ihrer Mutter übriggeblieben ist. Marie kaut mit langen Zähnen. Warum muss man hier

auf dem Dorf selbst abends nach acht Uhr noch Sahnekuchen statt Rollmops essen? Aber mittlerweile kann sie schweigen. Und so hält sie den Mund, als Sascha sich mit 19 Jahren trotz ihrer pazifistischen Hetzreden beinahe für das Militär entscheidet. Aber dann wird Sascha klar, im Dorf wären sie alle zufrieden mit ihm, Eltern und Großeltern, Nachbarn und Onkel: Beim Bund lernt er Ordnung, Gehorsam und Klarheit. Das mögen alle, und Sascha mag es, wenn man nicht mit ihm zufrieden ist. So schiebt er Rollstühle. Dass er in der Zivildienstzeit auch noch spielsüchtig wird, war absehbar und wäre beim Bund nicht passiert, sagt Ilse wütend zu Marie. Aber die Freundschaft zwischen beiden Frauen bleibt, und Saschas Vater berät sich mit Rupert, was er schreiben soll auf dem Antrag zur Frührente, wegen seiner zerschundenen Knie. Rupert tippt ihm den Brief an die Behörde.

Gehören die beiden Schreiber unmerklich zum Dorf, oder nicht? Da weint Ilse um ihre verstorbene Mutter Anna, bei der auch Marie oft saß, denn Anna gehört zu Ilse, und weil Marie wohl irgendwann zu Ilse gehörte, ließ auch sie die alte Anna nicht wildfremd im Stich. Und so gehen Ileses Tränen über in die von Marie. Das schließt nicht aus, sich über das Weltbild von Ileses Mann zu ärgern: Erst kommt in der Welt sein Dorf, und der Rest der Welt macht dem Dorf nichts als Ärger, siehe die eingefallenen Russlanddeutschen, die hausen hier wie die Türken. Sie alle nehmen den Deutschen die Arbeit, faulenzten rum, und er muss es zahlen.

Dabei kommen nicht mehr so viele Neue hierher, im Gegenteil. Die Ruhrpöttler, die hier auf dem Dorf ihre Rente bis zum jüngsten Tag verprassen wollten, ziehen nacheinander in die nächste Kleinstadt, weil es da den Arzt und das betreute Wohnen gibt. Drei neugebaute Altenheime im Rheiderland nehmen auch alteingesessene Dörfler auf. Immer mehr Häuser stehen zum Verkauf frei. Anderes bleibt. Wie immer warten die Kühe am Gatter im Schlamm auf die Melkzeit. Wie immer keckern Fasane im Kolk. Die Gärten aber haben sich verwandelt. 2002 hält keiner mehr ein eigenes Schwein zu Hause, und die Nutzgärten sind Rasenflächen gewichen, die machen den älter werdenden Nachbarn nicht so viel Arbeit. Saschas Bruder ist einer der wenigen jungen Leute, der hier baut, mit gleich zwei Garagen. Was soll er mit einem Gemüsegarten? Gemüse gibt's billig beim nächsten Aldi. Als Marie Ilse fragt, ob Obstbäume nicht schöner wären als die akkuraten Rasenflächen, fragt die zurück: Kannst du Obstbäume beschneiden? Möchtest du dauernd Laub

fegen und eimerweise Obst einmachen? Und jetzt gibt es nur noch Meinhard's Laden im Dorf, und der kommt auch nur über die Runden, weil er Catering für Familienfeste anbietet. Auf dem Polder aber kreisen Möwen so wie immer über einen frischgepflügten Acker, als Rupert und Marie nach vielen Jahren Rheiderland 2004 zurück nach Hamburg ziehen. Rupert stirbt drei Jahre später. Er wird, so wie er es sich wünschte, im Dorf im Rheiderland beerdigt. Und so fährt Marie mit dem Zug von Hamburg aus alle zwei Monate dorthin.

Auch im Mai 2010 also wieder der Schulbus ab Leer, neben den lärmenden Schülern einige alte Frauen; sie verhandeln auf Platt den Schlüsselbeinbruch und die neue Hüfte. Die Schüler dagegen schreien sich in amerikanisiertem Hochdeutsch an: Rammstein-Musik, die Geldeinnahmen zur Konfirmation, und auf Playstation gibt es das neue Computerspiel schon ab 16, das ist aber bullshit, die Baby-Fassung, sie haben das Blut gelöscht.

Bei Fokko und Lini nimmt Marie die Hintertür, wie es hier üblich ist. Der Garten kommt zur Sprache, die Nachbarn rechts und links, der Bauer Bronsema gegenüber. Fokko sagt, Bronsema will diese neue Technik einführen, GPS, alles Computer. Bronsema muss nicht mehr zwei Mal am Tag die Kühe von der Weide holen, muss auch nicht mehr anmelken. Dabei erkennt er seine Pappenheimer schon am Euter. Jetzt geht alles vollautomatisch, die Maschine misst, was sie fressen. Zu wenig Milch, das heißt: Mehr Futter und mit Zusätzen. Gibt es zu viel Milch, tippt er was ein, und die Küche bleibt kalt für die Kuh. Marie fragt, das Vieh soll nicht mehr aus dem Stall, warum? Selbst die älteste Kuh macht im Frühjahr ihren Freudensprung; nach einem langen Winter das erste Mal auf der Weide. Tja, sagt Fokko, Springen ist überflüssig. Die würden gerne Kühe züchten, die nur aus Maul und Euter bestehen. Augen, Schwanz und Fell und Muhen überflüssig. Macht euch die Erde untertan, das schreibt Gott schwarz auf weiß in der Bibel. Ist eine Kuh nur Gras rein und Milch raus? Fokko rührt den Tee. Wenn wir erstmal ins Altenheim kommen, dann werden wir ferngesteuert wie Bronsemas Kühe. Und hast du gehört, Frau Schröder ist gestorben, ist anonym begraben worden. Es gibt jetzt ein extra Feld auf dem Friedhof für solche wie sie, weil, viele haben niemanden, der noch nach ihrem Grab sieht. Aber Fokko und Lini wollen nicht nur klagen. Denn schließlich gibt es auch die kleine Enkelin, fast schon ein Jahr alt, eines der wenigen Neuge-

borenen hier. Fokkos Tochter Rita kommt später mit ihrem Säugling dazu. Sie sagt: Ich gehe mit dem Kind in eine Krabbelgruppe. Dörferübergreifend. Wir haben uns zähneknirschend mit dem Nachbardorf geeinigt. Marie weiß, die im Nachbardorf gelten als arrogant. Jetzt hört sie, na ja, die sind schon bietje besünners. Aber wenn sie sich mal bequem zu reden, haben wir ähnliche Sorgen. Das ist wie mit den Bauern. Wir sind hier einfach zu wenig Leute, um uns noch groß zu streiten. Die gelernte Apothekerin Rita hat sich als Laienpredigerin ausbilden lassen. Nur leider, in den Gottesdienst kommen fast nur die beinhalten alten Christen, und als Frau auf der Kanzel bin ich denen nicht halb so viel wert wie der Pastor. Der hat jetzt drei Gemeinden zu betreuen, obendrein kümmert er sich noch um den Brotkorb für die Hilfsbedürftigen drüben im Nachbarort. Rita schaukelt ihr Töchterchen. Und hast du gehört, dass die Holländer Annas Kneipe ausbauen wollen? Man kann sie schlecht verstehen. Aber vielleicht ganz gut, wenn unsere Kneipe wieder läuft. Denn ein Dorf braucht schließlich ein Wohnzimmer.

Marie leiht später Linis Rad und fährt bei leichtem Nieselregen ihre alte Runde. Sie steht auf dem Friedhof an Ruperts Grab, dann kauft sie bei Meinhard Schwarzbrot und Tee. Ihr »Moin« klingt wie Muh. Meinhard wusste natürlich schon längst über Ilse, dass Marie heute im Land sein würde. Zusammen regen sie sich auf über Lürsens Jüngsten, der neulich das dritte Auto in zwei Jahren plattgefahren hat. Der Wagen der Diakonie rollt vorbei, auch die demente Frau vom Schmied ist unter den Patienten. Der Schmied kommt jeden Tag zu mir in den Laden, sagt Meinhard, dann hat er einen Tapetenwechsel. Sie sehen den Wildgänsen nach, die hoch am Himmel Richtung Watt fliegen. Der Wind dreht, sagt Meinhard, morgen soll's wieder besser mit dem Wetter für uns werden. Sie nicken sich zu, und Marie fährt weiter, grüßt den Postboten. In den Vorgärten Blumen in Reih und Glied wie immer. Irgendein Vollidiot hat seinen Müll beim Abzweig zur Mühle ausgekippt. Marie sieht Swantje mit dem Hund laufen und Kühe unterm Deich grasen. Sie hört das Jaulen von frisierten Mofas, und den Schrei eines hoch am Himmel fliegenden Schwans. Sie riecht Raps und Gülle, fühlt den schönen starken Wind.

Das Rheiderland: Es bleibt für sie eine Heimat. Es ist eine Heimat mit Schrammen - aber wer von uns ist schon unverletzt? 

Wie es sich weiter entwickelt. Prozesse von Ausdünnung und Beheimatung

Von Dr. Simone Helmle

Entwicklung bedeutet Veränderung. Im Zusammenhang mit Dörfern wurde Entwicklung lange Zeit verstanden als eine nachholende oder aufgehende Entwicklung. Das Leben in Dörfern sollte anschließen an das Leben in den Städten und lange Zeit galten Dörfer als ‚zurückgeblieben‘. Heute finden Sie etliche Dörfer mit suburbanen Strukturen. Typisch für ländliche Gebiete in Deutschland sind die vielzähligen Klein- und Mittelstädte in ländlichen Räumen, die für die Infrastruktur eine erhebliche Bedeutung haben. Wenn Sie heute das Leben in Dörfern beobachten, wird deutlich, wie vernetzt das Leben ist, wie eigenständig die Entwicklungsprozesse sind, wie vielfältig die Potenziale der Bevölkerung sind, wie diversifiziert die Arbeitsplätze sind und wie viel-

fältig die Fläche genutzt wird. Zugleich aber spüren die Menschen in ländlichen Räumen besonders deutlich die demografischen Veränderungen und in etlichen Gegenden spüren sie sehr drastisch, wie – entgegen der großen Vielfalt – soziales und wirtschaftliches Leben erodiert. Ausdünnung und Beheimatung sind dabei keine Gegensätze. Vielmehr stehen die beiden Begriffe für Entwicklungsprozesse in ländlichen Räumen. Ausdünnung und Beheimatung beherbergen eine recht große Spannung. Abwanderung, Todesfälle, weniger Geburten, wenig neue Zugezogene – markieren die eine Entwicklung. Daneben stehen Zugehörigkeit, Bindung, Vertrautheit und Identität. All dies unterliegt Veränderungsprozessen und trägt einen hohen Reflexionsbedarf in sich.

Bevölkerungsentwicklung in ländlichen Räumen

Insgesamt ist Deutschland ein städtisch geprägtes Land. Etwa 85 % der Bevölkerung lebt in Klein-, Mittel- und Großstädten¹, 40 % aller Arbeitsplätze sind in den Großstädten und »insgesamt haben nur 27 % der Bevölkerung in Deutschland ihren Wohnort außerhalb einer (Groß-)Stadtregion – 10 % in Landgemeinden, 8 % in Kleinstädten und 9 % in Mittelstädten« (BBSR 2010b, S.2). Lange galten insbesondere Kleinstädte und etliche Landgemeinden als Gewinner der Stadtentwicklungen, Neubaugebiete im Umfeld der städtischen Zentren sorgten insbesondere für den Zuzug junger Familien. Spätestens seit den 1980er Jahren sind die räumlichen Disparitäten zwischen Stadt und Land deutlich abgeschwächt, Stadt und Land haben sich sozio-ökonomisch weitgehend angeglichen (vgl. Becker 1997). Auch erweisen sich »einige ländliche Räume ... im Vergleich zu den Stadtregionen – rein wirtschaftlich und mit Blick auf die demografische Entwicklung – als dynamischer« (BMVBS/BBSR 2009, S.4). Seit einigen Jahren jedoch stagniert die Bevölkerung bzw. ist die Bevölkerungsentwicklung außerhalb der Zentren rückläufig, der Trend zum Wohnen auf dem Lande ebbt ab (BBSR 2010b, S.2f.). Besonders drastisch ist der Rückgang in den peripheren und sehr peripheren ländlichen Räumen in Ostdeutschland. Dort ist fast jede ländliche Gemeinde vom Bevölkerungsrückgang betroffen, in den alten Bundesländern trifft dies auf etwas mehr als jede dritte Gemeinde zu (BMVBS/BBSR 2009, S.5). »In Regionen mit hoher Arbeitslosigkeit«

wandern insbesondere Jugendliche und junge Frauen »wegen fehlenden berufsbiografischen Perspektiven« ab (Beetz 2005, S.171)

Bevölkerungsrückgang in Regionen führt nicht automatisch dazu, dass Gebiete abgekoppelt werden. Jedoch sind insbesondere die sehr peripheren Regionen von Entwicklungen betroffen, die leicht in eine Abwärtsspirale führen. Zu den Entwicklungen gehören hohe Arbeitslosigkeit, Ausbreitung von Niedriglohnssektoren, Funktionsverlust von Kleinstädten, geringere Chancen zur gesellschaftlichen Teilhabe, etc. in Verbindung mit kommunalen Haushaltsnotlagen (Beetz 2008, S.7f.). Grundlegende Infrastrukturen sind in ihrem wirtschaftlichen Bestand gefährdet und »finanzielle Unterstützungen für entlegene und strukturschwache Regionen werden immer rechtfertigungsbedürftiger« (Barlösius, Neu 2008, S.21). Es scheint so, dass leicht vergessen wird, dass auch diese sehr peripheren Regionen in denen »die vermeintliche Leere« nahezu täglich empfunden wird, in Wirtschaftskreisläufe eingebettet sind, an Kommunikation und neue soziale Medien angekoppelt sind und dass diese Gebiete »von Nutzungskonkurrenzen und -konflikten geprägt« sind. Dabei wird »jedoch die Frage virulent ..., wer zukünftig Nutzen und Gewinn aus der Wertschöpfung erzielt« (Beetz 2008, S.9). Welche Anteile kann die Bevölkerung an der Wertschöpfung aus der Fläche haben, wenn wir davon aus-

gehen, dass es weltweit einen zunehmenden Flächenbedarf für die Erzeugung von Nahrungsmitteln, Energie, Erholung, Naturschutz, Tourismus etc. gibt (vgl. Hahne 2010)?

teln, Energie, Erholung, Naturschutz, Tourismus etc. gibt (vgl. Hahne 2010)?

Was bindet Bürgerinnen und Bürger an ihren ländlichen Wohnort?

Auch wenn wir in den ländlichen Räumen eine große Bandbreite finden, insgesamt leben die Menschen gerne dort². »Vor allem die Menschen in Kleinstädten und Landgemeinden außerhalb der Stadtregionen zeigen sich stark verwurzelt – dort möchten 31 % der Befragten nicht fortziehen« (BBSR 2010b, S.4). Gründe sind das Wohneigentum, Bekannte, Freunde und Verwandtschaft sowie die naturräumliche Umgebung, die sehr geschätzt wird. Nur wenige vermissen die Nähe einer größeren Stadt, Umzüge erfolgen durch den Beruf und/oder durch neue Lebensabschnitte wie die Gründung eines eigenen Haushalts, Partnerschaft, aber auch Todesfälle und Pflegebedürftigkeit (ebda. S.5). Je ländlicher desto schöner, gilt für ein naturnah aktives, überschaubares, siche-

res und schönes Lebensumfeld. Je ländlicher desto schlechter gilt für Einkaufsmöglichkeiten incl. der ‚grünen Wiese‘, für Kulturangebote – auch kommunale Kinos oder Scheunentheater haben kaum mehr eine Chance –, für Bildungsangebote – dies trifft insbesondere die Schließung von Grundschulen –, und dies gilt für den Rückbau des Schienennetzes der Bahn (BBSR 2011, S.8). Grund zum Pessimismus geben insbesondere die Unsicherheiten des Arbeitsmarktes. Bis zu 1/3 der Befragten in den ostdeutschen Randlagen außerhalb der Großstadtregionen beurteilen die wirtschaftliche Lage als schlecht bis sehr schlecht (BBSR 2010b, S.10). Es sind die Familie, das Engagement in Vereinen oder der Kirchengemeinde, die Rückhalt geben (Sondermann 2008, S.57).

Heimat – Beheimatung – Entheimatung

Heimat umfasst verschiedene Grundbedürfnisse, wie das nach »sozialer Einbindung«, nach »Gestaltung« und nach »Sinnstiftung« (Mitzscherlich 2004, S. 5). In einem früheren Verständnis stand der Begriff Heimat für die »Einheit von Leben und Arbeit«. »Heimat war der Besitz an Grund und Boden, den einer erwarb bzw. in einer Gemeinde hatte und aus dem sich später das »Heimat-recht«, also ein Versorgungsanspruch an die Gemeinde im Fall von Armut oder Krankheit ableitete« (ebda., S.2). So einfach ist dies heute nicht mehr zu definieren. Dass Leben und Arbeit an getrennten Orten stattfindet, ist heute für die meisten Menschen in Deutschland normal. Im Schnitt wird eine halbe Stunde benötigt, um zur Arbeitsstelle zu gelangen, aber auch ein bis eineinhalb Stunde Anfahrt. Auch Arbeitsplätze, die erfordern, mehrere Tage in der Woche außer Haus zu übernachten, sind heute üblich. Wo ist da Heimat? Ist es der Ort, wo die Menschen geboren wurden? Sind es die Orte, wo sie aufgewachsen sind? Sind es die Orte, an denen sie leben und arbeiten? Sind es die Orte, wo die Einkäufe erledigt werden, und wo auch Arzt und Frisör sind? Zu den Orten kommen die Zugehörigkeit, Erinnerungen und Lebensgefühl hinzu. All dies macht heute Heimat aus, all dies zeigt, dass Heimat heute eine individuelle Definitionsleistung ist. Es bedarf der Reflexion, wo sich der Einzelne beheimatet fühlt und ob überhaupt Lebensmittelpunkt und Heimat

überlappen. Zur Heimat heute gehört die Mobilität, es gehören dazu soziale Netzwerke, es gehören dazu Begegnungsräume wie bspw. Flughäfen, Einkaufsstrassen, Autobahnraststätten. Virtuelle Netzwerke und anonyme Orte lösen zunehmend Begegnungen in Vereinen und Orten wie der Dorfkneipe oder der Kirche ab (Helmle, Neu 2010). Beheimatung geht einher mit Zugehörigkeit, Bindungen und Vertrautheit. Zugleich erfahren die Bürgerinnen und Bürger Prozesse der Entheimatung – sie erleben Irritationen, sie erleben Machtlosigkeit und sie erleben Überforderung, da sich Heimat stetig verändert. Augenfällig wird dies, wenn etwa Motorradgruppen die Landstraße bestimmen, wenn lange leerstehende Häuser im Ortskern abgerissen werden oder wenn am Ortsrand ein Nobel-Swingerclub eröffnet wird. Sich das Fremde neu anzueignen, gehört zu den täglichen Erfahrungen. Menschen, die sich heute zugehörig fühlen, sind irgendwann einmal in ein ländliches Neubaugebiet am Ortsrand gezogen. Menschen, die sich stark engagieren, machen die Erfahrung, dass sie kontaktmüde werden und sich nicht immer neu einlassen möchten, andere anzusprechen und zu motivieren. Dennoch sind sie es, die Veränderung wahrnehmen und Veränderung gestalten (Edding 2005). Von den heute neu Hinzugezogen sind erst einmal nur wenige in Gruppen aktiv und Dorfentwicklung hängt stark vom Ehrenamt ab (BBSR 2010b,S.13).

Bemerkungen zum Schluss

Die Schaffung gleichwertiger Lebensverhältnisse, die lange Zeit die Diskurse der Entwicklungen im ländlichen Räumen bestimmt, bedeutet heute die gleichwertige Teilhabe an gesellschaftlichen Entwicklungen, an den Chancen, sich in die Gesellschaft einzubringen. Heute wird dies verstanden als Chancengleichheit und gleichen Teilhabemöglichkeiten (BMVBS/BBSR 2009, S.8). Auf dem Land daheim – ländlich daheim in der Stadt. Vor allem aus der Großstadtperspektive mag Ländlichkeit ein Lebensgefühl sein: Feste, bei denen alte und neue landwirtschaftliche Maschinen vorgestellt werden, Blumen- und Staudenmärkte im Frühjahr, altes Handwerk etc. – solche Veranstaltungen erleben seit einigen Jahren eine Renaissance. Ländlichkeit auf dem Lande ist hingegen eine alltägliche und eine vielschichtige Realität. Es ist keine Realität, zu der Menschen am Wochenende einmal hingehen, sondern es ist für die Menschen, die in ländlichen Räumen leben, eine täglich erfahrbare Realität, die täglich neu bewältigt wird. Wenn von ländlichen Räumen die Rede ist, erkennen wir in öffentlichen Debatten gerne einen Hang zur Einheitlichkeit. Insbesondere die Bevölkerung wird undifferenziert als die »Dorfbevölkerung« wahrgenommen. Insbesondere mit Blick auf dezentrale Energieversorgung, aber auch mit Blick auf vermeintliche Idyllen erleben ländliche Regionen zur Zeit starke öffentliche Aufmerksamkeit. Dazu trägt auch die Globalisierung bei, denn etliche mittelständische Unternehmen profitieren (noch) von den oft auf Dauer angelegten Lebensverhältnissen in ländlichen Räumen. Zu beobachten sind etliche wirtschaftlich hoch spezialisierte Gegenden (Hahne 2011). Bürgerschaftliches Engagement hat dabei seinen Anteil, wenn Sie bspw. Regionalinitiativen denken, die Wirtschaft und Soziales miteinander verbinden (Helmle 2005). Engagement hat sich jedoch stark verändert. Heute ist es weniger langfristig, es ist oft themen- und projektspezifisch und wir dürfen gespannt sein, wie es Bürgern gelingt, Potenziale, die in der Fläche liegen, insbesondere der Energieerzeugung und der Landschaft für sich zu nutzen. Das Gleiche gilt für Fragen der Nachnutzung von Gebäuden und dem kreativen Rückbau von Infrastruktur. Wie Prozesse von Ausdünnung und Beheimatung Entwicklung in Gang setzen, wie es gelingen kann, regionale Belange mit zu beeinflussen und mit zu gestalten. Dies bleibt der Kern der Frage, wie sich das Leben in ländlichen Räumen weiter entwickelt.

Quellen:

Barlösius, E., Neu, C. 2008: *Territoriale Ungleichheit: Eine spezifische Ausprägung räumlicher Ungleichheit*. In: Barlösius,

E., Neu, C. (Hrsg.) *Peripherisierung – eine neue Form sozialer Ungleichheit?*, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Materialien 21, S. 17-24.

BBSR (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung) 2010a: *Laufende Raumbearbeitung – Raumabgrenzungen, Raumtypen ROB 2010*. In: http://www.bbsr.bund.de/cln_032/nn_103086/BBSR/DE/Raumbearbeitung/Werkzeuge/Raumabgrenzungen/Raumtypen2010/Raumtypen2010.html

BBSR 2010b: *Landleben - Landlust? Wie Menschen in Kleinstädten und Landgemeinden über ihr Lebensumfeld urteilen*. BBSR-Berichte KOMPAKT. Ausgabe 10/2010.

BBSR 2011: *Lebensqualität in kleinen Städten und Landgemeinden. Aktuelle Befunde der BBSR-Umfrage*. BBSR-Berichte KOMPAKT. Ausgabe 5/2011.

Becker, H. 1997: *Dörfer heute – Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel 1952, 1972 und 1993/95*. FAA Bonn.

Beetz, S. 2005: *Migration*. In: Beetz, S. et al. (Hrsg.): *Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland*. Wiesbaden, S. 168-176.

Beetz, S. 2008: *Peripherisierung als räumliche Organisation sozialer Ungleichheit*. In: Barlösius, E., Neu, C. (Hrsg.) *Peripherisierung – eine neue Form sozialer Ungleichheit?* Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Materialien 21, S. 7-16.

BMVBS / BBSR (Hrsg.) 2009: *Ländliche Räume im demografischen Wandel*. BBSR-Online-Publikation 34/2009. http://www.bbsr.bund.de/cln_032/nn_23582/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/BBSROnline/2009/ON342009.html

Edding, C. 2005: *Beheimatungsprozesse begleiten – ein Werkstattbericht*. In: *Organisationsberatung – Supervision – Coaching*, Heft 1/2005, S. 21-30, Berlin. <http://www.springerlink.com/content/q0377028u615mt38/fulltext.pdf>

Hahne, U. 2011: *Neue Ländlichkeit? Zukunftsoptionen der ländlichen Entwicklung*. In: *Agrarbündnis (Hrsg.): Der kritische Agrarbericht 2011*, S. 151-158

Helmle, S. 2005: *Lokale Ökonomie*. In: Beetz, S. et al. (Hrsg.): *Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland*. Wiesbaden, S. 153-159.

Helmle, S., Neu, C. 2010: *Leitsystem Kunst. Neue Wege öffentlicher Mitwirkung im ländlichen Raum*. In: *Kulturpolitische Mitteilungen*, Nr. 131, 4/2010.

Mitzscherlich, B. 2004: *Heimat ist etwas, was ich mache! Referat während der Tagung »Das Ende der Gemütlichkeit? Wege zu einer neuen Dorfkultur« der Heinrich-Böll Stiftung*. http://www.fluesseverbinden.net/download/mitzschlerlich_heimat.pdf.

Sondermann, A. 2008: *Die Ambivalenz des Bleibens: Erfahrungen von Arbeitslosen mit dem Leben an der Peripherie*. In: Barlösius, E., Neu, C. (Hrsg.) *Peripherisierung – eine neue Form sozialer Ungleichheit?* Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Materialien 21, S.57-64.

1 Im Jahr 2008 lebten 31 % der deutschen Bevölkerung in Großstädten (mehr als 100.000 Einwohner), 29 % lebten in Mittelstädten (mindestens 20.000 Einwohner), 25 % lebten in Kleinstädten (mindestens 5.000 Einwohner) und 16 % lebten in Landgemeinden (BBSR 2010b, S.2). In der Raumplanung unterscheidet man heute nicht zwischen Stadt und Land, sondern zwischen peripheren und zentralen Gebieten mit jeweils ländlicher bzw. städtischer Umgebung (BBSR 2010a)

2 Die kurz dargestellten und stark zusammengefassten Ergebnisse beziehen sich auf eine laufende Bevölkerungsumfrage des BBSR (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung). Die Umfrage wird jährlich durchgeführt. Befragt werden ca. 3250 Haushalte. 

Kirche in ländlichen Regionen – Kirchengeschichtliche Impulse für ein aktuelles Thema

Von Dr. Tobias Sarx

Der Historiker Thomas Nipperdey hat einmal formuliert, dass wir, indem wir uns der Vergangenheit zuwenden, viele neue Möglichkeiten in den Blick bekommen, die Gegenwart gestalten zu können.¹ Der Blick in die Geschichte hat zwar nicht immer automatisch den Zweck, Lehren für die heutige Zeit zu ziehen – der unreflektierte Versuch kann sogar negative Folgen haben –, dennoch ist es nützlich, sich von vergangenen Konzepten inspirieren zu lassen und zu überlegen, warum sie mehr oder weniger Erfolg hatten.

Im folgenden Beitrag kann es nicht darum gehen, aus historischen Ereignissen normative Schlüsse für die Gegenwart zu ziehen. Auch kann kein umfassender Überblick über 2000 Jahre Kirchengeschichte in ländlichen Regionen geleistet werden. Dafür ist der Umfang zu begrenzt. Dennoch erscheint es mir lohnenswert, mit Hilfe ausgewählter Schwerpunktsetzungen die gegenwärtige Debatte um Gestaltung von Kirche in der Fläche zu bereichern.

1. Hausgemeinden als Keimzelle für die Ausbreitung des christlichen Glaubens in der Antike

In ihren Anfängen konnte die christliche Gemeinde in der Regel nicht auf fertige religiöse Kultstätten zurückgreifen. Teilweise organisierten sich die ersten Christen zwar aufgrund ihrer jüdischen Abstammung in der örtlichen Synagogengemeinde, meist führte dies jedoch rasch zu Spannungen. Häufig war der Anschluss an die Synagoge von vornherein unmöglich, da die Heidenchristen bereits früh einen beträchtlichen Teil der Kirche ausmachten. Ob in Städten oder in ländlichen Regionen: Wenn sich Christinnen und Christen in Gemeinden konstituierten, taten sie dies zunächst meist in Privathäusern.² Immer wieder berichten die Quellen von dem Bestreben einzelner Gemeinden, rasch eigene Gotteshäuser zu errichten. Aus diesem Grund wäre es unhistorisch, einen Gegensatz zwischen Hausgemeinden einerseits und Kirchenbauten andererseits zu konstruieren. Es ist jedoch festzustellen, dass die Frage nach den Gebäuden zweitrangig war, denn es kam auf die Gemeinschaft an und nicht auf den Ort der Versammlung. Als der frühchristliche Apologet Justin kurz vor seiner Hinrichtung gefragt wurde, wo sich die Gemeinde denn versammle, antwortete er: »Dort, wo ein jeder will und kann.« Er selbst traf sich mit seiner Gemeinde in der eigenen Privatwohnung. Und Hippolyt schärfte noch um 200 ein: »Denn nicht ein Ort wird die Kirche genannt, auch nicht ein Haus von Stein noch Lehm erbaut [...] was ist nun die Kirche? Die heilige Versammlung der in Gerechtigkeit Lebenden [...] dies ist die Kirche, das geistliche Haus Gottes.«³

Keimzelle für die Ausbreitung des Christentums waren nicht Kirchengebäude – auch wenn diese freilich bei vorhandenen Ressourcen gern errichtet wurden –, sondern die Gemeinschaft der Gläubigen, die sich regelmäßig trafen und deren Zusammenkunft scheinbar eine hohe Faszinationskraft innewohnte, so dass sich immer mehr Menschen zum Glauben an Jesus Christus bekehrten.

Leiter der Gemeinden waren nicht immer hauptamtliche Geistliche, sondern unter gegebenen Umständen die jeweiligen Hausväter oder Hausmütter. Auch wenn Frauen in der Alten Kirche rasch aus leitenden Ämtern hinausgedrängt wurden, finden sich doch mehrere Beispiele, dass die Initiative von Gemeindeversammlungen auch von Frauen ausging. Im neutestamentlichen Kontext sei an Lydia und Priscilla erinnert, deren Engagement nicht unterschätzt werden darf.

Geistliche Gemeinschaft, theologische Laien als Leiter – noch ein dritter Umstand ist wichtig, um die Dynamik der Hausgemeinden zu verstehen: Wenn Apostel, Bischöfe oder andere kirchenleitende Persönlichkeiten auf Durchreise waren, war dies ein besonderer Höhepunkt für die gesamte Gemeinde. Apostolische Besuche wurden nicht als Kontrolle oder Bevormundung verstanden, sondern als eine Ehre, die Männer Gottes beherbergen und von ihnen lernen zu dürfen. Gleichwohl bewirkte die damit verbundene Unterweisung in der christlichen Lehre eine überregionale Vereinheitlichung der christlichen Religionsaus-

übung und beugte Separatismus und Sektenbildung vor.

Halten wir fest: Vorhandene Kirchengebäude konnten nützlich sein, waren aber nicht das entscheidende Moment für Wachstum. Vielmehr war es die Gemeinschaft der Gläubigen untereinander,

die die nichtchristliche Bevölkerung faszinierte und zum Anschluss bewegte. Fokus auf Gemeinschaft, Leitung der kleinen Hausgemeinden durch Laien und gelegentliche Besuche von kirchenleitenden Persönlichkeiten – es wäre zu diskutieren, inwiefern man diese drei Aspekte auf die Gegenwart übertragen kann.

2. Bonifatius – Inkulturation und kirchliche Zentrenbildung

Ein großer Sprung ins Mittelalter: 719 wurde der englische Mönch Wynfrehth vom Papst zum Missionar ernannt. Es war üblich, sich im Anschluss einer derartigen Beauftragung einen neuen Namen zu geben, der gewissermaßen als Motto über der Mission stehen sollte. Wynfrehth entschied sich für ‚Bonifatius‘ und reiste zunächst nach Friesland, anschließend nach Hessen und Thüringen. In den beiden letztgenannten Regionen gab es bereits einzelne christliche Kirchen, jedoch noch keine tragfähige Organisationsstruktur geschweige denn eine flächendeckende kirchliche Versorgung. Zudem gab es selbst unter den Christinnen und Christen noch viele, die heimlich oder offen den alten Göttern anhingen.

Insbesondere letzteres beschäftigte Bonifatius intensiv: Warum entsagten die getauften Germanen ihrem alten Glauben nicht konsequent? Warum hatten andere schlicht kein Interesse an der sog. Frohen Botschaft? Um dies zu verstehen, musste sich Bonifatius mit der germanischen Kultur auseinandersetzen. Ihm wurde klar, dass er seine Predigten und seine Missionsstrategie auf den Denkhorizont seiner Zuhörer/-innen abzustimmen hatte, um die christliche Kirche in Hessen und Thüringen erfolgreich aufbauen zu können. Heute würde man im Anschluss an die Soziologie von Inkulturation sprechen. Wie sah das praktisch aus? Ehre, wem Ehre gebührt. Das war – kurz gefasst – das Motto der Germanen. Ehre gebührt derjenigen Gottheit, die sich als die stärkste in der Götterwelt erwiesen hat. Analog zum politischen Bereich war klar: Ein Besiegter hat dem Sieger zu dienen. Hätte Bonifatius die Frage Luthers umgetrieben »Wie kriege ich einen gnädigen Gott?«, dann wäre das vielen Germanen egal gewesen. Nicht weil sie innerlich verstockt waren, sondern weil es einfach nicht ihr Thema war. Der englische Mönch zeichnete die Botschaft vom jüdischen Wanderprediger Jesus deswegen in den germanischen Denkhorizont von Siegen und Besiegter ein. Seine provozierende These: Der Christengott ist stärker als die germanischen Gottheiten. Das ließ die Germanen aufhorchen. Sollte es etwa eine höhere Macht geben,

die es mit den verehrten Gottheiten aufnehmen kann? So kam es zu der bekannten Szene in der Nähe von Fritzlar in Hessen, als Bonifatius die mächtige Donareiche fällte. Die Germanen waren gespannt: Würden sich die Götter diesen frontalen Angriff auf ihr Heiligtum gefallen lassen? Es kamen weder Blitz noch Donner, und Bonifatius nutzte die Machtdemonstration, um aus dem Holz eine Kirche zu bauen. Es scheint historisch gesichert, dass diese Begebenheit ein Schlüssel für Bonifatius' Missionserfolg war. Er hatte den Germanen in ihrer Sprache gezeigt, dass es notwendig war, sich vor dem Christengott zu verneigen, weil er eben der Stärkere war und ihm deswegen Ehre gebührte.⁴

Es ist eine Sprache des Glaubens, die uns heute fremd ist, aber die Germanen verstanden sie damals. Auch der Taufakt wurde in den Denkhorizont dieses Volkes übersetzt: Die Taufe ist die Besiegelung eines Vertragsverhältnisses. Zwei Partner versprechen sich gegenseitig die Einhaltung bestimmter Vertragsbedingungen: Gottes Zuwendung zu den Menschen stellt die eine Seite dar, das Halten der Gebote und die Verehrung Gottes die andere, von den Menschen zu erbringende Leistung. Wobei Leistung nicht im Sinne von Werkgerechtigkeit zu verstehen ist, sondern als selbstverständliche Anerkennung des Bundespartners.

Neben dem Aspekt der Inkulturation gibt es noch einen zweiten Gesichtspunkt bei Bonifatius, den ich kurz beleuchten möchte: Es reichte nicht aus, die Neubekehrten zu taufen und anschließend weiterzuziehen. Vielmehr war eine dauerhafte kirchliche Versorgung in der Fläche sicherzustellen. Deswegen gründete Bonifatius zahlreiche Klöster, die sich zu kirchlichen Zentren entwickelten, von denen aus das Umland dauerhaft seelsorgerlich betreut werden konnte. Wenn man sich die Gründungen auf einer Karte anschaut, sieht man, wie Bonifatius für Hessen, Thüringen und den südlich davon gelegenen Gebieten um Würzburg, Eichstätt und Regensburg ein Netz von 17 kirchlichen Zentren schuf, die für Seelsor-

ge, Bildung und Fürsorge in der Region zuständig waren. An bestimmten Tagen wurden die Armen im Kloster gespeist, sie wurden gepflegt, gebadet, rasiert und eventuell bekleidet. Die Klöster entwickelten sich zu Pilgerstätten: An bestimmten Festen strömte die Bevölkerung dorthin auf der Suche nach spirituellen Erlebnissen, später teilweise auch, weil es im ländlichen Raum eben nur wenige Großereignisse gab und große Feste eine natürliche Anziehungskraft für Leute hatten, die mal ‚etwas erleben‘ wollten.⁵

Im späteren Mittelalter sind es primär Mönchsorden gewesen, die die flächendeckende Versorgung in noch nicht erreichten ländlichen Gegenden aufgebaut und anschließend dauerhaft sichergestellt haben.⁶ Ohne sie wäre es der Amtskirche kaum gelungen, in die entlegenen Gebiete vorzudringen, geschweige denn dem Anliegen, sich um das Seelenheil der dort lebenden Bevölkerung zu kümmern, nachzukommen. Mit der Auflösung der Klöster in protestantischen Territorien verzichteten die Reformatoren – freilich aus gutem Grund, aber eben auch mit schwerwiegen-

den Folgen – auf dieses Element kirchlicher Versorgung in der Fläche.

Wenn wir diese Beobachtungen für die Gegenwart fruchtbar machen wollen, stellt sich zum Stichwort ‚Inkulturation‘ die Frage: Welches sind heute die zentralen Fragen und Denkstrukturen der entkirchlichten Bevölkerung, an die angeknüpft werden kann? Meines Erachtens hat die Kirche nicht die primäre Aufgabe, die christlich-abendländische Kultur zu bewahren, sondern eine neue Übersetzungsarbeit des Evangeliums zu leisten in die Sprache und das Denken der entkirchlichten Bevölkerung hinein.

Stichwort ‚Zentrenbildung‘: Es waren keine Ressourcen vorhanden, für jedes Dorf eine eigene Kirche mit dazugehörigem Priester zu unterhalten. Stattdessen wurden Zentren mit überregionaler Strahlkraft aufgebaut, um die Fläche zu versorgen. Vielleicht könnte dies in Verbindung mit den in Abschnitt 1 entwickelten Impulsen ein Modell für die Gegenwart sein?

3. Reformation: Unterricht der Visitatoren und Katechismen – Grundkurse des Glaubens für die Kirche in der Fläche

Ein weiterer großer Sprung in eine andere Epoche der Kirchengeschichte. Das kirchliche Leben auf dem Dorf während der Reformationszeit ist relativ gut erforscht, da die Landgemeinden regelmäßig Besuch von sog. Visitatoren bekamen. In den erstellten Berichten finden sich vielfach Klagen über die mangelnde Bildung der Landpfarrer, über den gottlosen Lebensstil in der Peripherie und über das fehlende Interesse der Einwohner an kirchlichen Angeboten. Luther und Melancthon machten sich berechnete Sorgen um die Dorfgemeinden. Aus diesem Grund entwarfen sie einen sog. ‚Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen‘ sowie zwei Katechismen, mit Hilfe derer die größten Missstände auf dem Land behoben werden soll-

ten. Diese Schriften sind eigentlich nichts anderes als zielgruppenorientierte Grundkurse des Glaubens, durch die die Menschen darüber aufgeklärt werden sollten, worin das Entscheidende der christlichen Botschaft besteht. Zudem reisten die Visitatoren buchstäblich von Dorf zu Dorf und hielten Glaubenskurse ab.⁷

Freilich gingen die Reformatoren im 16. Jahrhundert davon aus, dass die gesamte Bevölkerung formal zur Kirche gehört, aus diesem Grund wären heutige Kurse anders zu konzipieren – evtl. als Schnupperkurs für Interessierte, der sowohl im Kirchengebäude als auch in der örtlichen Gaststätte oder auf der Terrasse einer angestammten Familie stattfinden könnte.

4. Volksaufklärung: Das Evangelium erstreckt sich nicht allein auf den sakralen Bereich

Das Stichwort Bildung wurde 250 Jahre später von einer breiten Pfarrerschaft auf dem Dorf wieder aufgegriffen. Diesmal jedoch unter anderen Vorzeichen. Während der Reformation war die mangelnde Qualifikation der Pfarrer selbst ein großes Problem gewesen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren die Amtsträger auch auf dem Dorf hochgebildete Männer, die zumeist

die einzigen Personen mit akademischem Abschluss im Ort waren. Es gibt lange Klageschriften von intellektuell interessierten Pfarrern, die den geistigen Austausch, den sie vom Studium her gewohnt gewesen waren, so stark vermissen, dass sie teilweise in Depressionen verfielen. Es gab jedoch auch Personen, die gerade darin eine Chance sahen und darum bemüht waren, ihr

Wissen über die reine Evangeliumsverkündigung hinaus im Dorf und auf dem Land fruchtbar zu machen. Diese Pfarrer waren Anhänger der sog. Volksaufklärung, die grundlegende Anliegen der Aufklärung für die weniger gebildeten Schichten zugänglich machten, indem sie sie auf Themen übertrugen, die auf dem Land im Mittelpunkt des Interesses standen. Neben dem Versuch, die Predigt in eine den ungebildeten Menschen leichter verständliche Sprache zu kleiden, bemühten sie sich um eine Vermittlung grundlegender Kenntnisse im medizinischen und landwirtschaftlichen Bereich. Die Hauptsorge der Dorfbevölkerung war nicht die Frage, wie kriege ich einen gnädigen Gott, sondern die Frage, wie kann ich angesichts von Missernten oder Krankheitswellen meine Familie ernähren und meinen Hof halten. Die volksaufklärerisch gesinnten Geistlichen nutzten ihre akademische Bildung, um sich in grundlegende Fragen von Hygiene einerseits und Ackeranbaumethoden andererseits einzuarbeiten. Teilweise konnte durch wenig aufwendige Maßnahmen großes Unheil verhindert werden.⁸ Es wurde eingewandt, die Unterweisung in Hygiene und Landwirtschaft gehe über die reine Evangeliumsverkündigung hinaus. Vielleicht war aber gerade das die Evangeliumsverkündigung, denn die Geistlichen taten damit ihren Nächsten einen Liebesdienst, indem sie ihnen Grundkenntnisse in Bereichen vermittelten, die zum täglichen Überle-

ben notwendig waren. Was nützen alle frommen Gebete, wenn grundlegende Regeln der Hygiene nicht eingehalten werden, Menschen dadurch schwer erkranken und ein Hof durch dramatische Todesfälle ins Unglück gestoßen wird? In der damaligen Zeit haben die Volksaufklärer beachtenswerte Arbeit geleistet und zu einer breiteren Bildung von Schichten beigetragen, für die eine allgemeine Schulpflicht noch in weiter Ferne stand. Freilich ging die medizinische und landwirtschaftliche Aufklärung mit einer moralischen, sittlichen und religiösen Erziehung einher, die heute vermutlich eher kritisch gesehen wird. Aber das Bemühen, das Evangelium ganzheitlich zu verkündigen, also auch den Alltag der Menschen mit in den Blick zu nehmen, ist zu würdigen und hat in manchen Dörfern Mitteleuropas neue Möglichkeiten der konkreten Gestaltung dörflichen Lebens eröffnet sowie Existenzgrundlagen gesichert.

Für die Gegenwart wäre zu fragen, welches die existenziellen Nöte in den Dörfern und kleinen Städten sind, in denen kirchliche Arbeit gestaltet werden soll. Können die kirchlichen Amtsträger durch ihre akademische Bildung vielleicht helfen, diese Probleme zu lösen, auch wenn sie sich nicht auf den engeren kirchlichen Bereich beziehen?

5. 1880er und 1890er Jahre: Institutionalisierung eines Evangelistenamtes?

Ungefähr hundert Jahre später machte den Landpfarrern ein anderer Umstand zu schaffen. Im deutschen Kaiserreich ergaben sich dramatische gesellschaftliche Veränderungen, die u.a. durch die voranschreitende Industrialisierung hervorgerufen wurden. Immer mehr junge Leute versuchten ihr Glück in der Stadt, teilweise, um den rigiden sozialen Kontrollmechanismen des Landes zu entgehen, teilweise, um neue berufliche Perspektiven zu entwickeln. Lebte 1871 noch 64 % der Gesamtbevölkerung im Deutschen Reich in kleinen Ortschaften von weniger als 2.000 Einwohnern, so schrumpfte der Anteil bis 1910 auf 40 %. Die Dörfer verloren folglich ein Drittel ihrer Bevölkerung.⁹ Auch wenn dies in absoluten Zahlen aufgrund des allgemeinen Bevölkerungswachstums nicht so dramatisch ausfiel, so ist doch festzustellen, dass die einstmals weitgehend geschlossenen dörflichen Strukturen aufbrachen. Verstärkt wurde diese Entwicklung von Leuten, die nur kurzzeitig in die Städte gingen, nach erfolgloser Orientierung jedoch wenige Jahre später zurückkehrten, allerdings mit vielen neuen Erfah-

rungen, die sie mit der angestammten Bevölkerung kaum zu teilen imstande waren. Derartige Entwicklungen schufen Unruhe auf dem Land und gefährdeten die angestammte Ordnung, in der Pfarrer und Dorfkirche ein zentrales Moment darstellten. »Ein Stein nach dem anderen bricht aus dem alten Gemäuer der Dorfkirche heraus«, schreibt der thüringische Pfarrer Hans von Lüpke 1907, »eine erschütternde innere Krisis [zieht] jetzt unaufhaltsam in die Dörfer ein«.¹⁰

Es gab unterschiedliche Initiativen, um diesem Problem, das sich unter anderem auch in einer zunehmenden Entkirchlichung der Dorfbevölkerung zeigte, zu begegnen. Zwei – aus sehr verschiedenen Kontexten erwachsene – Ansätze werden im Folgenden kurz skizziert.

Erstens: Der Vorsitzende des schleswig-holsteinischen Vereins für Innere Mission, Baron Jasper von Oertzen, plädierte angesichts einer zunehmenden Entkirchlichung breiter Bevölkerungsschichten in den Städten und auf dem Land

für eine Ämterteilung innerhalb der Evangelischen Kirche: Neben das Pfarramt sei durch die Innere Mission das Diakonenamt getreten. Nun gelte es, ein Evangelistenamt in der Kirche zu etablieren. Von Oertzen hatte beobachtet, dass manche Pfarrer besonders begabt zur Seelsorge und zur Betreuung von Gemeindegliedern waren, sich jedoch schwer damit taten, entkirchlichte Menschen zurück in die Gemeinde zu führen. Andere Pfarrer dagegen waren feurige Redner, die auch Außenstehende begeistern und ihnen einen neuen Zugang zum christlichen Glauben vermitteln konnten, dafür aber in der Seelsorge weniger Fähigkeiten besaßen. In einem vielbeachteten Vortrag von 1888 verglich von Oertzen den ersten Typus mit einem Hirten, der seine Herde kennt, beschützt und pflegt. Den zweiten Typus bezeichnete er als Fischer, der auf den See hinausfährt und seine Netze auswirft, um neue Menschen ins Boot zu holen. Beide Aufgaben seien gleich wichtig und vom Evangelium her gefordert, es sei nun an der Zeit, die Amtsträger gemäß ihrer Begabungen einzusetzen: »Warum soll der Hirte zugleich Fischer sein, und dann beides halb?«.¹¹

Von Oertzens Forderung hatte eine gewisse Dringlichkeit. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gab es verstärkt Missionsbemühun-

gen von freikirchlichen Gruppierungen. Dem Leiter des schleswig-holsteinischen Vereins für Innere Mission war es lieber, die evangelistische Tätigkeit kirchlich zu integrieren, als dieses Feld den Sekten und Freikirchen zu überlassen. Seine These: Wenn die Kirche sich selbst um die entkirchlichten Menschen bemüht, dann wird den Separatisten das Wasser abgegraben.

Das Konzept ist nicht speziell für Dorf- und Landgemeinden entwickelt worden, aber in Schleswig-Holstein sowie in Mecklenburg auch in ländlichen Gegenden vielfach erfolgreich praktiziert worden. Evangelisten reisten umher und boten Veranstaltungen für kirchendistanzierte Menschen an, um diese für das kirchliche Leben neu zu gewinnen. Nach einer gewissen Zeit, so das Konzept, soll der Evangelist weiterreisen und die gewonnenen Menschen dem Pfarrer zwecks Gemeinschaftspflege zuführen. Die Pfarrer sollten so entlastet und in Aufgabenbereichen unterstützt werden, die ihren primären Begabungen nicht entsprachen. Die Evangelisationsbemühungen der Inneren Mission in Schleswig-Holstein und Mecklenburg führten zu einer bedeutsamen Belebung des kirchlichen Lebens in der Region, auch wenn sich die Institutionalisierung des Evangelistenamtes letztendlich nicht durchsetzen konnte.

6. Dorfkirchenbewegung kurz nach 1900: Die Stärken der traditionellen Dorfstruktur nutzen

Im deutschen Kaiserreich gab es wenig später noch eine zweite bedeutende Initiative, um dem kirchlichen Dorfleben neuen Schwung zu verleihen. Der im vorigen Abschnitt bereits erwähnte thüringische Pfarrer Hans von Lüpke rief um das Jahr 1907 die sogenannte Dorfkirchenbewegung ins Leben, in der die Grundthese vertreten wurde, die bäuerlich-ländliche Lebensweise sei von der städtischen grundverschieden. Im Anschluss an eine gewisse Dorffromantik führte er aus, Dorf und Land beherbergten eine hoch entwickelte Volkskultur und erhaltenswerte Bräuche und Sitten. Es gehe nicht darum, der rasanten Entwicklung von Stadtgemeinden hinterherzuhinken, sondern sich auf das eigene Gut zu besinnen, das es neu hervorzubringen gelte. Aus den Anstößen von Lüpkes entstanden im Laufe weniger Jahre dorfkirchliche Arbeitskreise in den einzelnen Landeskirchen. Euphorisch berichtet die Zeitschrift »Die Dorfkirche« 1912 vom ersten Dorfkirchenkursus, der im September in Salzhausen bei Nidda in Hessen stattgefunden hatte¹² oder vom ersten allgemeinen Dorfkirchentag 1913 in Ber-

lin.¹³ In der Tat war das Echo auf die Initiativen beträchtlich und der Austausch inspirierend.

Insgesamt kennzeichnet die Dorfkirchenbewegung eine distanzierte Haltung gegenüber den dramatischen politischen, sozialen und kulturellen Veränderungen der Zeit. Den traditionellen Kräften wird ein besonderer Wert zugemessen. Man solle Gott dafür danken, dass es auf dem Dorf schwer sei, Bräuche und Sitten zu ändern, weil mit einem Traditionsabbruch neben negativen Momenten auch immer positive Werte verloren gingen: Wichtig sei, in jeder noch so beklagenswerten dörflichen Unsitte einen berechtigten Kern herauszuschälen. Wenn dieser betont werde, so die These, falle das Ungehörige von selbst ab, während das Positive bestehen bleibe. Nicht die Abschaffung von Bräuchen und Sitten sei der Weg zur Erneuerung des Dorflebens, sondern die Konzentration auf den jeweiligen inneren positiven Kern. »Nicht abschaffen, sondern veredeln«¹⁴ lautete das Credo.

Auch wenn manchem intellektuell gebildeten Pfarrer die überkommenen Sitten und Bräuche des Dorfes fremd waren, so suchte die Dorfkirchenbewegung diese für eine Erneuerung des kirchlichen Lebens fruchtbar zu machen. Man

wollte die Stabilität der dörflichen Ordnung bewahren, dadurch massive Vorbehalte gar nicht erst aufkommen lassen und trotzdem das kirchliche Leben grundlegend *erneuern*.¹⁵

7. Resümee

Es ist nicht möglich, hier einen umfassenden Überblick über den 2000-jährigen sehr vielseitigen kirchlichen Umgang mit der Fläche zu geben. Unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Herausforderungen wurden Schwerpunkte aus verschiedenen Epochen ausgewählt, um neue Perspektiven für die aktuelle Diskussion herauszuarbeiten oder bereits vorhandene zu bekräftigen. Dabei geht es nicht um oberflächliche Antworten auf komplexe Probleme, sondern um Anregungen aus der Geschichte zum weiteren Nachdenken.¹⁶

Im ersten Abschnitt war im Anschluss an die frühe Christenheit der Fokus auf die Gemeinschaftsbildung gelegt worden, die bei mangelnden Ressourcen auch ohne kirchliche Gebäude und ohne eine flächendeckende Versorgung mit geistlichen Amtsträgern auskam. Es wäre zu überlegen, ob der pfarramtliche Fokus stärker auf die *Gemeinschaft* der Gläubigen zu legen wäre – ggf. mit der Folge, dass einzelne Gotteshäuser aufgegeben werden müssten, um Kapazitäten frei zu bekommen. Dies wäre ein schmerzhafter Prozess, würde aber Möglichkeiten eröffnen, sich wieder neu auf das genuin Christliche – die ‚*communio sanctorum*‘ – zu konzentrieren.

Zweitens wurde auf Bonifatius hingewiesen, der eine ‚Inkulturation‘ des christlichen Glaubens anstrebte und durch kirchliche Zentrenbildung die Voraussetzungen für eine Versorgung der Gläubigen in der Fläche schuf. Meines Erachtens ist die evangelische Predigt viel zu stark an der Lebenswelt Luthers orientiert, der mit seiner Frage nach dem gnädigen Gott genau am Puls der damaligen Zeit war. Diese Botschaft darf freilich nicht aufgegeben werden, sie ist und bleibt zentraler Aspekt jeder Evangeliumspredigt. Jedoch wäre nach den Fragen unserer Zeit zu suchen, an die angeknüpft werden kann. Die Zentrenbildung als zweiter Aspekt bei Bonifatius hat den Vorteil, dass man trotz mangelnder Finanzen Gestaltungsspielräume bekäme, die Gemeindegarbeit wieder attraktiv zu machen.

Drittens war auf den ‚Unterricht der Visitatoren‘ und die Katechismen hingewiesen worden, die im Anschluss an die aktuelle Terminologie als ‚Grund-

kurse des Glaubens‘ für die Bevölkerung in der Fläche verfasst wurden. Angesichts einer weitgehend entkirchlichten Masse auch auf dem Land und in den kleinen Städten sind ‚Schnupperkurse‘ eine gute Möglichkeit, kirchendistanzierte Menschen über die Grundlagen der christlichen Botschaft zu informieren und Interesse zu wecken.

Viertens waren die Pfarrer der Volksaufklärung Thema, weil sie die Evangeliumsverkündigung auf den medizinischen und den landwirtschaftlichen Sektor ausweiteten und in der praktischen Hilfe die Erfüllung ihres Verkündigungsauftrages sahen. Welches sind heute die existenziellen Nöte auf dem Land? Können Pfarrer/-innen durch ihre akademische Bildung vielleicht helfen, auch wenn dieser Dienst am Nächsten über die ureigentlichen pfarramtlichen Aufgaben hinausgeht?

Zum Abschluss waren zwei Initiativen aus der Zeit des dt. Kaiserreichs Thema der Darstellung, zum einen die Forderung nach der Einrichtung eines Evangelistenamtes innerhalb der Evangelischen Landeskirchen bzw. – anders formuliert – eine gabenorientierte Differenzierung des Pfarramtes. Zum anderen wurde die Dorfkirchenbewegung skizziert, die dazu aufrief, positiv an überkommene Sitten und Bräuche anzuknüpfen und damit die Verbundenheit der Menschen mit ihrer Heimat zu stärken.

Anmerkungen:

¹ Thomas Nipperdey, *Wozu noch Geschichte?*, in: Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hg.), *Die Zukunft der Vergangenheit. Lebendige Geschichte – Klagende Historiker*, Freiburg i. Br./Basel/Wien 1975, 34-57, hier: 50f.

² Zum Folgenden vgl. Hans-Josef Klauck, *Hausgemeinde und Hauskirche im frühen Christentum*, Stuttgart 1981; Ulrich Mell, *Christliche Hauskirche und Neues Testament. Die Ikonologie des Baptisteriums von Dura Europos und das Diatessaron Tatians*, Göttingen 2010, 33-58.

³ Zitiert nach Klauck, *Hausgemeinde und Hauskirche*, 74f.

⁴ Zu einer ausgewogenen Darstellung von Bonifatius' Missionspraxis vgl. Lutz E. von Padberg, *Bonifatius. Missionar und Reformator*, München 2003, 33-52.

⁵ Vgl. Hans-Werner Goetz, *Leben im Mittelalter*, München 1986, 74-86.

⁶ Vgl. z.B. die Studie von Bernhart Jähning, *Mission und Landesherrschaft. Entwicklung kirchlicher Strukturen im Preußenland*, in: *Kirche im Dorf. Ihre Bedeutung für die kulturelle*

Entwicklung der ländlichen Gesellschaft im »Preußenland« 13.-18. Jahrhundert, Ausstellung des Geheimes Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz in Zusammenarbeit mit der Kunstbibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin, konzipiert von Bernhart Jähnig, Berlin 2002, 11-34.

⁷ Vgl. exemplarisch Heiko Jadatz, *Wittenberger Reformation im Leipziger Land. Dorfgemeinden im Spiegel der evangelischen Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts*, Leipzig 2007.

⁸ Vgl. Thomas K. Kuhn, *Praktische Religion. Der vernünftige Dorfpfarrer als Volksaufklärer*, in: Holger Böning/Hanno Schmitt/Reinhart Siegert (Hrsg.), *Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts*, Bremen 2007, 89-108.

⁹ Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd.3, München 1995, 503-543.

¹⁰ Hans von Lüpke im einführenden Wort des ersten Heftes der neuen Zeitschrift »Die Dorfkirche. Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt« (Berlin 1907). Zur Situation der Dorfkirchen vgl. auch

Tobias Dietrich, *Konfession im Dorf. Westeuropäische Erfahrungen im 19. Jahrhundert*, Köln 2004.

¹¹ Jasper von Oertzen, *Die Notwendigkeit der organisierten Evangelisation neben dem pastoralen Amt und ihre Bedeutung für das kirchliche Leben*, in: Johann Gottlob Pfeleiderer, *Verhandlungen der Gnadauer Pfingstkonferenz (22.-24. Mai 1888)*, Gnadau 1888, 65-83, Zitat: 69.

¹² *Dorfkirche* 6 (1912/13), 45-49.

¹³ *Dorfkirche* 6 (1912/13), 223f. 269.

¹⁴ Karl Spieß, *Vom Ändern von Bräuchen und Sitten*, in: *Die Dorfkirche* 1 (1907/08), 134-138.

¹⁵ Mehr Informationen zu Zielsetzung und Entwicklung der Dorfkirchenbewegung finden sich bei Eckhard Fenner, Art. *Dorfkirchenbewegung*, in: *Theologische Realenzyklopädie* 9 (1982), 147-150.

¹⁶ Zur weiteren vertiefenden Lektüre empfohlen: Kai Hansen, *Evangelische Kirchen in ländlichen Räumen. Ein Rundblick über Geschichte und Gegenwart*, Schenefeld 2005. 

Hospitation – Praxis-Check

Diese Vielfalt gilt es wahrzunehmen!

Skizze des zweiten Konferenztages / Von Jürgen Schilling

Hospitationen

»Wir sind ein mittelgroßer Kirchenkreis in der Mitte Deutschlands mit mittleren kirchlichen Verhältnissen. Wir zeigen Ihnen vielleicht wenig Exzeptionelles, aber dafür viel Exemplarisches, vielleicht wenig innovative Lösungen, aber ehrlich unsere Probleme. Wir zeigen Ihnen vielleicht wenig ganz und gar Neues, aber dafür uns selbst.« Superintendent Michael Lehmann hatte mit dieser am ersten Konferenztag gegebenen Ankündigung das Ziel der Hospitationen im Kirchenkreis Gotha aufgezeigt: im Spiegel der Besuchten das Eigene bedenken, durch Nachfragen vor Ort Anregungen und Anstöße für die Praxis zu Hause entwickeln.

Haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende aus sieben Regionen stellten Schwerpunkte ihrer Arbeit vor. In den Orten Goldbach und Mühlberg ging es um Chancen und Grenzen pfarramtlichen Zusammengehens, wobei die Region um Goldbach bei zwei Pfarrämtern elf Kirchengemeinden umfasst, in Mühlberg Haupt- und Ehrenamtliche aus vier Pfarrämtern mit 17 Kirchengemeinden die Konfirmandenarbeit zentral gestalten, Gottesdienste im Grünen organisieren, gemeinsame Themenabende im nichtkirchlichen Rahmen verantworten und anderes mehr.

In Großfahner und Bischleben wurde die Frage erörtert, welche Kompetenzen das Ehrenamt einbringen kann. Die Pfarrämter der Region Großfahner sind bereits seit vielen Jahren Teil eines Kirchengemeinerverbands. In ihm werden die jeweiligen Schwerpunkte kirchlicher Arbeit und alle Aktivitäten der Region vereinbart. Sowohl die Leitung im Verband als auch die in vielen Kirchengemeinden der Region ist ohne die Mitwirkung Ehrenamtlicher nicht mehr zu denken. Das Pfarramt Bischleben umfasst mehrere Kirchdörfer am Rand der Landeshauptstadt Erfurt. Hier beeindruckt vor allem die vielen Bauprojekte, die allein aufgrund des hohen ehrenamtlichen Engagements möglich geworden sind.

Die Kirchengemeinden Wandersleben und Herbsleben stehen für die Chance, die ein Genius Loci, die Besonderheit eines Ortes, eröffnet und die das Leben einer ganzen Region zu akzentuieren ver-

mag. In Wandersleben wird alle zwei Jahre in Erinnerung an den Barockdichter Menantes vom Förderkreis der Kirchengemeinde ein europaweit beachteter Literaturwettbewerb ausgeschrieben. In Herbsleben wurde man darauf aufmerksam, dass die Kirche den Radfahrern auf dem Unstrut-Radweg als beliebter Pausenstopp dient. Nun stehen frisches Wasser, die ausgedruckte Predigt vom letzten Sonntag und ein freundlicher Mensch als Aufsicht und Gesprächspartner in der offenen Kirche bereit. Das Symbol der Radwegekirchen schmückt den Eingang.

Dass Musik integrierende Kraft besitzt, Freude schenkt und Gemeinschaft stiftet, ist eine bekannte Tatsache. Als Beispiel für die missionarische Kraft, die ihr darüber hinaus innewohnt, stellten die Mitarbeitenden in der Region um Warza ihre Projekte vor. Ein besonders erfolgreiches erzählt von einem modernen, selbstkomponierten Oratorium, das allein unter der Beteiligung von Laienmusikern und Chören der Region einstudiert und aufgeführt wurde.

Ideen und Projekte, Freude, aber auch Lasten, Gelungenes und Problematisches wurde sichtbar. Die Christen der Kirchengemeinden des Kirchenkreises Gotha haben mit der offenen Darstellung ihres kirchengemeindlichen Lebens den Gästen einen Raum dafür eröffnet, im Zuhören, Schauen, Nachfragen und Diskutieren die eigene Arbeit zu reflektieren.

Land-Café

Wie gelingt Beheimatung in der Kirche bzw. durch die Kirche? Unter dieser Überschrift waren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Vormittag ausgeschwärmt. Mit dem »Land-Café« am frühen Nachmittag war dann die Gelegenheit gegeben, Eindrücke auszutauschen, Fragen auszusprechen, Thesen zu entwickeln. Die Gespräche in wechselnder Tisch-Besetzung waren lebhaft, am Ende fanden sich auf den Papiertischdecken, die währenddessen bekritzelt worden waren, zahlreiche Wortmeldungen. Vor allem Fragen der regionalen Zusammenarbeit und der zukünftigen pastoralen Aufgaben standen in der Diskussion. Hier ein Auszug:

- Wenn gespart werden muss, wo verzichten wir dann auf Output-Erwartungen?
- Qualifiziertes Nein-Sagen – gabenorientiertes Handeln – Schätze vor Ort heben!
- Projektarbeit: Kommt dabei die Gemeinde vor Ort zu kurz? Nein! Aus z.B. einem touristischen Angebot (Radwegkirche) wird ein Angebot für die Ortsgemeinde (Kaffeetrinken in der Kirche, Aufsicht, Gebetbuch, Lichterbaum)
- Nieder mit dem Kirchturmdenken!
- Regionale Strukturen wachsen aus der Tagesform Einzelner oder eben nicht! Ist das professionell?
- Wir wollen Kirche in der Region sein!
- Teamfähigkeit funktioniert nicht von allein, sondern sie braucht Kompetenz und Ressourcen.
- Gabenorientiert arbeiten statt »Alles wird überall von jedem gemacht«!
- Nicht alleine strampeln. Kollegialer Zusammenhalt ermöglicht Austausch und ist spiritueller Erlebnisraum.
- Ehrenamtliche müssen mehr Kompetenzen erhalten!
- Welches Gemeindebild reguliert das Handeln?

Speakers Corner

»Leute, verschenkt viele, viele bunte Smarties!« hieß es dann am späten Nachmittag zur Eröffnung der »Speakers Corner«. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren aufgerufen, vom Standplatz einer Bierkiste aus eines ihrer Praxisprojekte vorzustellen. Die Smarties waren bei der vom ostfriesischen Pastor Hans Hentschel vorgestellten Idee freilich nur Mittel zum guten Zweck. Der Pastor zielte auf die Verpackung: »Verschenkt die Smarties zu Erntedank und lasst die Leute wissen, dass die leere Pappschachtel die kommenden Wochen über eine geniale Brot-für-die-Welt-Sparbüchse ist. Am ersten Advent sammelt ihr die Schachteln wieder ein, mit vielen, vielen kleinen Euros!«

In bunter Folge wurden daraufhin angepriesen: Geschichten, die auf der Straße zu finden sind, ein Welt-Laden als dörfliche Begegnungsstätte, ein Grabfeld für anonyme Bestattungen. Im Grundsatz ginge es, so einer der Redner, um ein Hoch auf das sprichwörtliche Glas, das aus christ-

licher Sicht ja doch wohl immer mindestens halbvoll sei.

Marktplatz

Als die Bierkiste beiseite geräumt war, begann ein buntes Marktplatz-Treiben. Stände waren aufgebaut, Ideen wurden feilgeboten, Staunen, Nachfragen, Diskussionen erfüllten den Tagungssaal. Das Netzwerk »Gemeinsam für die Region« aus dem Nordosten der Bayerischen Landeskirche präsentierte sich ebenso wie der Jugendkulturbahnhof Bleichenbach aus dem hessischen Wetteraukreis. Der niedersächsische Ort Gimte stand für die derzeit so prosperierenden Radewegkirchen. Schloss Broock, Christlicher Kindergarten Springstille, Region Gartz-Penkun, die Landjugendakademie Altenkirchen, Stiftung Dorfgemeinschaft Gemünda – jedes einzelne Projekt erzählte von gelingender Kirchlichkeit. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer agierten in einer Doppelrolle: sie stellten dar, dass kirchliche Arbeit auf dem Land vor großen Herausforderungen steht, die kreative Lösungen erfordern. Zugleich durften sie mit darüber staunen, dass die Möglichkeiten der Gestaltung kirchlichen Lebens weiterhin (fast) unbegrenzt sind.

Als Zeichen für die kreative Vielfalt der vorhandenen Ideen stellte auch die Internet-Plattform der EKD »geistreich.de« ihren großen Schatz an pfiffigen Ideen, gelungenen Projekten und praktischem Wissen vor und lud dazu ein, die eigenen Projekte ins Netz und damit einem weiten Kreis an Interessenten zur Verfügung zu stellen.

Stationenweg »Gott im Gothaer Land«

Der Abend führte auf einen Stationenweg durchs Gothaer Umland, vorbereitet und gestaltet von Christinnen und Christen des gastgebenden Kirchenkreises. Sie machten weltliche Wegemarken zu Orten der Gottesgegenwart.

Die erste Station befand sich am Bürgerturm oberhalb der Stadt. Der Turm ist ein Zeichen sowohl für die Kraft ehrenamtlichen Engagements als auch für die Notwendigkeit, sich aus dem Alltäglichen erheben zu können, um Überblick zu gewinnen. Zweite Station war ein abseits, mitten im Wald gelegenes Objekt einer AB-Maßnahme. Der mit einigem Aufwand errichtete, vom Volksmund dann abfällig als »Russenbrunnen« betitelte Ort zeugt von der Vergewaltigung, die menschliches Tun immer auch umfängt. Die weiteren

Stationen mit den Berichten eines Mitarbeiters im regionalen Diakonieverbund, eines Forstassessors und eines Landwirts zeigten eindrücklich, wie die Menschen einer Region öffentliches Leben aus dem christlichen Glauben heraus deuten und aktiv gestalten.

Den geistlichen Höhepunkt bildete eine spät-abendliche Andacht in der Remstädter Dorfkirche unter der Überschrift »Weißt du, wie viel Stern-

lein stehen«. Chorgesang, Orgelmusik, Lieder, Gedichte und Gebete stammten aus der Feder von Wilhelm Hey oder waren auf sein Wirken bezogen. Die kindlich anmutende und zugleich der Aufklärung verpflichtete Theologie des aus dem Gothaer Land stammenden Liederdichters eröffnete einen spirituellen Raum, der Herz und Seelen der Anwesenden noch einmal auf eine ganz andere Weise zu erreichen vermochte. **D**

Wahrnehmungen - Feedbacks

Touch and go – Vom Wert göttlicher Gastfreundschaft Feedback aus der Perspektive der City-Kirchen-Arbeit

Von Dr. Matthias Wünsche

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich spreche heute Morgen zu Ihnen als jemand, der leidenschaftlich gerne in der Stadt wohnt und dort als Pastor arbeitet – und als einer, der seine ersten sechs Amtsjahre auf dem Dorf mit gleicher Leidenschaft gelebt und gearbeitet hat. Dorf – d.h. in diesem Falle vier Predigtstätten, die in einem vorgegebenen Rhythmus bedient werden sollten und mussten, ca. 10 Dörfer bzw. Dorfteile zwischen 2.200 und 200 Einwohner, ca. 35 km Fahrtenkilometer. Ein Kollege war da – aber ich habe diese Aufgabe auch für ein Jahr in der Vakanzvertretung alleine wahrgenommen. M.a.W.: ein wenig von Ihrer Situation habe auch ich erlebt.

Ich spreche zu Ihnen als »Sprecher des Sprecherrates der CityKirchenKonferenz« – nicht unbedingt repräsentativ, das entspräche nicht unserem Selbstverständnis in der CKK. Es gibt so viele Stadtinterpretationen wie es CKK-Pastorinnen und Pastoren gibt. Nebenbei: z.Zt. sind ca. 70 Mitglieder in unseren Listen verzeichnet, aus Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden, das wechselt über die Jahre...

Und ich spreche heute zu Ihnen als Historiker, der dem Grundsatz huldigt: »history tells stories«. Systematisches sollten Sie also nicht erwarten – darum bin ich mehr als froh, heute nicht als Einziger Ihnen eine Rückmeldung als »Prozessbeobachter« der 1. Land-Kirchen-Konferenz geben zu dürfen.

Genug der Vorbemerkungen, ich gratuliere Ihnen von Herzen zu dieser »1. Land-Kirchen-Konferenz« und wünsche Ihnen (und mir), dass es Fortsetzungen geben wird. Was ich wahrgenommen habe: ein hohes Maß an Lebendigkeit, pulsierender Kreativität und – bei allem immer wieder auch einmal durchblitzendem Frust – vor allem Stolz auf das, was in Ihren Dörfern, in Ihren Regionen gelingt!

Stadt und Land – Land und Stadt

Ach ja – und dann dieses Wortpaar »Stadt und Land« oder auch »Land und Stadt«. Immer und immer wieder wurde es bemüht. Mal im Sinne des Unterschieds (akzeptiert!), mal im Sinne des Gegensatzes, manchmal wertend, bis hinein in die Grußworte des Dienstagabends. Letzteres war ärgerlich, und ich hätte gerne, wenn es die Höflichkeit erlaubt hätte, zumindest formalen Einspruch erhoben.

Ich habe gehört und gespürt, dass unsere Konferenzen in vielen Bereichen erhebliche Schnittmengen zu bearbeiten haben, zu loben und zu beklagen:

- die persönliche Arbeitssituation an der Grenze der Belastung
- mangelnde Wertschätzung
- einen antiinstitutionellen Reflex
- der Ruf nach qualifiziertem, kirchenleitendem Handeln

- die Wahrnehmung des Wandels, nicht nur demografischer Natur ...

Allerdings: wir haben bei allen Schnittmengen auch deutlich unterschiedliche Ausgangslagen zu verzeichnen. Das illustriert vielleicht treffend die »Ursprungslegende« der CKK, gerne und immer wieder kolportiert:

Es ist ca. 25 Jahre her, dass sich die »elder statesmen« der CKK – Wolfgang Grünberg (Prof. für Praktische Theologie, Uni Hamburg), Helge Adolphsen (Hauptpastor Michel Hamburg), Gunther Harig (St. Petri, Lübeck) und Hans-Werner Dannowski (Stadtsuperintendent Hannover) – auf den Weg machten, Kirchen in ähnlicher Situation wie den Michel, die »Gute Stube« Hamburgs, und der Marktkirche in Hannover in der Republik zu besuchen. Auch in Nürnberg, an den Kirchen St. Leonhardt und St. Sebaldus, touristisch in hohem Maße frequentiert, wollten sie sich einen Eindruck von deren Arbeit verschaffen. Da war bei ihrem Besuch plötzlich folgendes über Lautsprecher zu vernehmen: »Meine Damen und Herren, verlassen Sie bitte die Kirche, der Gottesdienst beginnt in wenigen Minuten!« Eine Deutung erübrigt sich...

Komm- und Geh-Struktur

Was möchte ich Ihnen damit sagen: wir haben es an unseren City- und Marktkirchen eher mit einer unüberschaubaren Masse von Besuchern / Gästen / »Nutzern« zu tun – ganz im Gegensatz zu Ihnen, die Sie die meiste Zeit im Jahr die Anzahl der Kirchenbesucher gut überblicken können.

Wir leben essentiell von einem hohen Maße an Heterogenität, an Mobilität! Und unsere Frage heißt: Wie nun aber diese Besucher, Gäste, Nutzer erreichen, wie sie mit dem Evangelium infizieren? Das Gegensatzpaar »Komm- und Gehstruktur« mag alt sein, mag auch nicht mehr richtig zutreffen – aber in seiner schlichten Gegenübersetzung bringt es manches auf den Punkt. Wir in der City müssen uns im Normalfall nicht darum sorgen, wo die Menschen herkommen. Sie aber fragen häufig danach (und leiden auch darunter): Wo sind sie, die, die wir infizieren wollen, wir müssen sie wohl aufsuchen gehen?

Touch and go

Ein Grundsatz unserer Arbeit in der Stadt lässt sich vielleicht am Besten in dem Begriff »touch and go« bezeichnen. Wir suchen nach Formen

der kirchlichen Arbeit (man darf auch sagen: der Mission), in denen wir unsere Gäste »berühren« können, in denen wir ihnen die Menschenfreundlichkeit Gottes, in denen wir »göttliche Gastfreundschaft« darstellen können. Das »Sammeln der kirchlichen Gemeinschaft« liegt nicht primär im Fokus unseres Interesses! Wir vertrauen darauf, dass das, was bei uns erlebt wird, seine Wirkungen und Auswirkungen über die engen Grenzen unseres Handelns hinaus haben wird – wo auch immer, wie auch immer...

Darum: »Beheimatung«, dieser Begriff, der allein in Ihrer offiziellen Einladung zu dieser Konferenz nicht nur einmal, sondern mehrfach zu lesen ist, spielt bei uns eine eher untergeordnete Rolle! Machen Sie den Test: in der EKD-Schrift »Gott in der Stadt«, die parallel zu »Wandeln und Gestalten« erschienen ist, werden Sie dieses Wort und seine Derivate vielleicht maximal 10 mal finden. Für uns ist das ein ausgesprochen ambivalenter Begriff. Wohl wissen wir, gerade in der Erfahrung der Anonymität, die die Stadt bietet, dass das Bedürfnis nach Beheimatung besteht. Wir erleben und »arbeiten« aber mit Menschen, die genau diese auch vehement für sich ablehnen. »Kirche passager«, »Kirche bei Gelegenheit«, das ist es, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Nebenbei: die Erfahrungen mit denen, die die »zentrale Wiedereintrittsstelle« in der Offenen Kirche St. Nikolai in Kiel ansteuern, sprechen Bände: überall, bloß nicht beim eigentlich zuständigen Ortspastor.

Was wir tun, tun wir für die Kirche Gottes

Dann, mit Blick auf das, was Ihnen an Kooperation, an Teampfarrämtern, an Regionalisierung, an Zusammenlegung »droht«: für uns ist die Parochie (wenn dieser mittelalterliche Begriff überhaupt auf die Stadt zu übertragen ist – aber das ist ein neues, anderes, spannendes Thema!) sehr schnell obsolet geworden. Zwar werden wir wie Sie nach »Pay-roll-members« saliiert – doch wenn wir nicht Kooperationspartner hätten, wenn wir nicht im Sinne von Fundraising weitere Gelder generieren würden, wenn wir uns immer an die Verwaltungsvorschriften unserer Kirchen halten würden, dann würde uns das genau wie Sie an die absolute Grenze der Handlungsfähigkeit treiben. Inhaltlich heißt das: nicht die vorgegebenen geografischen Grenzen sind der Rahmen unseres Tun und Lassens, sondern der Satz: »Die Stadt ist die Parochie«. Gemeinde ist, wer sich zu uns hält. Was wir tun, tun wir nicht in erster Linie für »unsere Gemeinde«, sondern für die Kirche Got-

tes. Wir vertrauen darauf, dass das, was die Menschen bei »uns« als Kirche erfahren, seine Fernwirkung hat. Und wünschen uns natürlich, dass dies auch im kirchenleitenden/finanzflussregulierenden Verhalten seinen Niederschlag finden würde – eia, wär'n wir da...

Theologisch leitend ist für uns ein Satz, den uns eine der wenigen katholischen Kolleginnen vor Jahren ins Stammbuch diktiert hat: »Wir orientieren uns an der Gottebenbildlichkeit des Menschen, nicht an seinem Getauft-Sein«. Ich unterstelle, dass das eine immense Auswirkung auf unser Gemeindebild, auf unsere Ekklesiologie hat. Und es ist in meinen Augen absolut unerlässlich, an solchen Punkten theologisch weiter- bzw. nachzuarbeiten.

Kirchengebäude als Gemeindezentrum

Und dann noch: ACHTET EURE KIRCHEN! Sie sind Schätze, an denen und um die herum sich Menschen finden und binden lassen. Vor allem dann, wenn ihnen mit »Mitbeteiligung auch Mitverantwortung« übertragen wird. Gerade das Beispiel Herbsleben zeigt, dass die Kirche eben

auch Gemeindezentrum werden kann. Die »offene Kirche« ist nicht nur für die Radwanderer offen, sondern wurde damit auch zum Versammlungsort der Gemeinde, wie der Ortspastor erzählt hat. Denken Sie bei Ihren Baulasten und den Problemen der Immobilienunterhaltung eher über die Gemeindehäuser und Pastorate nach als über die Kirchengebäude. Sie sind es ja, die »im Dorf bleiben« sollen.

Die Suche nach dem Genius Loci

Zu guter Letzt von meiner Seite: Der Genius Loci – was wann wo wie und warum getan wird – ist kein Ding, das einmal und dann für lange Zeit festgeschrieben werden kann und darf. So, wie er natürlich auch nicht einfach von Ort A nach Ort B übertragen werden kann. Das ist ein lebenslanger, um nicht zu sagen »gemeinde-langer« Prozess. Wir in der City-Kirchen-Konferenz gehen davon aus, dass eine Stadt sich im Laufe der Zeit ändert – mal langsam, mal rasant schnell, ja, dass sich eine solche Größe in bestimmten Rhythmen regelrecht neu erfindet. Könnte diese Suche unsere eigentliche, der lebendigen Wahrheit Gottes gemäße Aufgabe sein? D

Ein Lob auf die Kontextualität – Go out and join him **Feedback aus der Perspektive Wissenschaft**

Von Dr. Thomas Schlegel

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder!
Auch ich möchte zu dieser ausgesprochen gelungenen Tagung gratulieren; ich könnte nun einige Details besonders herausstreichen, die aus meiner Sicht dazu beigetragen haben. Aber ich habe

mich für eine andere Form des Feedbacks entschieden und werde im Folgenden einige inhaltliche Punkte gebündelt beleuchten, die sich wie mehrere rote Fäden durch diese Konferenz gezogen haben.

Das Land als gebrochene Idylle – Dynamik des Wandels

Man konnte im ersten Statement am Dienstagnachmittag beides hören: die ländliche Idylle und die Risse, die diese bekommt. Sabine Peters entführte uns mit ihrer erzählten Soziologie in die vermeintlich heile Welt des Dorfes: Agrarisches Setting, naturnahes Wohnumfeld, traditionale Werte, intakter Familienverband, lebendige Volkskirchlichkeit, um nur einige dieser Marker zu nennen. Doch sie verstand es, dieses Bild durch aktuelle Entwicklungen zu brechen: Abwanderung,

Arbeitslosigkeit, Auflösung der Familien, Leerstand, Ausdünnung und Zurückfahren der Infrastruktur und des ÖPNV, der eigentlich nur noch durch den Schulbusverkehr gewährleistet wird – allesamt Entwicklungen, die die verschiedenen Regionen in unterschiedlicher Intensität erleben.

Die Interferenz dieser Bilder variiert, aber klar ist schon von Beginn dieser ersten Landkirchenkonferenz an: Die Idylle des Dorfes – die es freilich so

auch nie gegeben hat – bekommt Risse. Und genau hier liegt das Problem: Stabile Strukturen – ob nun idyllisch oder nicht – geraten ins Wanken. Viele ländliche Räume erleben einen Wandel, der eine unglaubliche Dynamik hat. Ausdünnung, Peripherisierung, Schrumpfung – so kann man diesen Wandel inhaltlich beschreiben. Und ich möchte hier pointiert sagen: Nicht das Ausgedünnte, Periphere an sich ist das Problem. Das Gespräch mit Frau Mäkinen kann einen schnell darüber aufklären, dass man auch in entlegenen Gebieten Strukturen schaffen kann, die bei einer Einwohnerzahl von 15 EW/qkm funktionieren.

Nicht das Ausgedünnte, Periphere an sich ist das Problem. Sondern die rapide Entwicklung dorthin – Abbruchsszenarien, die sich in solcher Geschwindigkeit ereignen, dass ein proaktives Umgehen damit kaum noch möglich scheint: Wenn z.B. der Kirchenkreis Pasewalk jährlich ca. 5 % Mitglieder verliert, die Landeskirche in Anhalt 30 % in 10 Jahren und die Kirchen in Pommern und Mecklenburg 3 x so schnell schrumpfen wie die Wohnbevölkerung des Gebietes, dann weiß man nicht, wie lange man Strukturreformen noch trauen kann. Wann ist der Bodensatz erreicht, wann ist Stabilität – und wenn auf geringem Niveau – in Sicht?

Nicht das Ausgedünnte, Periphere an sich ist das Problem, sondern die dynamische Ausdünnung und Peripherisierung. Sie verunmöglicht verlässliche Strukturen und Beheimatung – Dr. Simone Helmle hat deutlich gemacht, dass zu viel Wandel zu Irritation, Machtlosigkeit und Überforderung – kurz zu »Entheimatung« führt.

Meines Erachtens muss sich die Landkirchenkonferenz künftig entscheiden, ob sie sich stärker der Vielfalt des ländlichen Raumes widmet – also mal strukturschwachen, aber dann auch Zwischenräumen etc.; oder ob sie in eine ernsthafte Diskussion darüber eintritt, was diese rasanten Abbruchprozesse auf dem Land mit Kirche und Gesellschaft anstellen und wie wir denen begegnen können. Ich weiß in diesem Zusammenhang nicht, welches Zeichen die Wahl des Standortes Gotha für die erste Land-Kirchen-Konferenz gewesen ist: Wenn man Ministerpräsidentin, Landrat und Bürgermeister glaubt, war sie geradezu ein Bekenntnis zu »blühenden Landschaften«. Aber neben dieser Rhetorik hoffe und vermute ich, dass das Interesse an Peripherisierung zu diesem Setting geführt hat. Berechtigterweise, denn ich bin überzeugt, dass wir als ostdeutsche Gliedkirchen in größeren Problemen stecken, aber auch schon um einiges weiter in den Antworten sind.

Strukturen auf dem Land – Zentralität vs. Dezentralität

Natürlich war dieses Thema auf der Tagung immer präsent: Dr. Tobias Sarx vermittelte den Charme geistlicher Zentren in Anknüpfung an die mittelalterlichen Klöster, warb aber gleichermaßen für basiskirchliche Gruppen im urchristlichen Stil, die Leuchttürme der EKD wurden nicht nur am Bürgerturm karikierend aufgenommen, und schließlich waren die Hospitationen, die thematisch auf regionale Kooperation ausgerichtet waren, zuerst besetzt. Also eine Dauerfrage: Sollen

wir als Kirche uns auf Zentren zurückziehen oder dezentral verankert bleiben, sollen wir regional oder lokal denken und – weil Region minus geografischem Aspekt Kooperation ist: Wie schaffen wir es zusammenzuarbeiten? Dauerfragen und Dauerthemen auf der Konferenz, und auch wenn ich diese Aspekte meiner Nachrednerin überlassen möchte, trotzdem dazu eine kurze Bitte: Umgehen Sie hier allzu einfache Alternativen! Denn das Oder an meinen Fragen war das Problem.

Genius Loci: Ein Lob auf die Kontextualität

»Die Fichte in den hiesigen Beckenlagen hat keine Zukunft, dagegen wird sie in den oberen Waldlagen immer ihren zentralen Platz haben.« So meinte es Forstassessor Karsten Spinner bei dem gestrigen Stationenweg. Das heißt also: Nicht die Fichte an sich ist problematisch, sondern der Ort, wo sie steht, entscheidet darüber, ob sie zum Problem wird. Oder noch kürzer: Es kommt auf den Standort an! Und das gilt nicht nur in der Forstwirtschaft. Eine der entscheidenden Grund-

regeln in heutiger Regionalplanung besteht darauf, auf Differenz zu setzen.

Es gibt eben nicht *den* ländlichen Raum, spätestens durch Frau Dr. Helmle wissen wir, dass es da den sehr peripheren, den peripheren, den Zwischenraum etc. gibt. Aber streng genommen gibt es nicht nur verschiedene Raumkategorien (obwohl die zur Orientierung sinnvoll sind), eigentlich gibt es nur unverwechselbare Einzelregionen

und einmalige Dörfer: Jedes Dorf ist anders! Jedes Kirchspiel tickt nach seinen eigenen Gesetzen und jeder Ort hat seine eigene Logik. Wenn sich eine Erkenntnis durch diese Tagung wie ein roter Faden zieht, dann ist es vor allem diese: »Bei mir ist es anders als bei Dir!« Wir arbeiten unter ganz verschiedenen Voraussetzungen!

Diese Vielfalt gilt es erst einmal wahrzunehmen! Wahrscheinlich war dies Gegenstand der vielen Gespräche, die am Rande, nein, eigentlich im Zentrum dieser Tagung geführt wurden. Zentrum: Weil es hier um etwas Zentrales geht. Denn die Erkenntnis einer EKD-weiten Differenz hat ja auch eine Implikation, die der Forstwirt so genial umschrieb: »Es kommt auf den Standort an!« D.h. es gibt für das Land keine Patentrezepte, es gibt nicht die Idee, die für alle anwendbar wäre.

Ein »Menantes-Förderkreis« macht in Herbsleben keinen Sinn, ebenso wäre es sinnlos, eine Radfahrerkerche in Wandersleben etablieren zu wollen. Man kann sich von anderen inspirieren lassen – und dazu bot die Tagung wahrhaftig viele Möglichkeiten. Bei den Hospitationen, der Speaker's Corner und dem Marktplatz sind geniale Ideen feilgeboten worden; Ideen allerdings, die kontextabhängig sind: Es wäre unangemessen, in dem Dorf auf der Schwäbischen Alb mit 95 % evangelischen Gemeindegliedern eine Grabvarianante anzubieten, die keine Arbeit macht – und ebenso wäre es nicht dran, im Kirchenkreis Stendal einen Ritus zu etablieren, der den Abschied von der Grabpflege nach 25 Jahren zum Gegenstand hat – dort kommt ja eben diese Pflege oft nicht mehr zustande.

Es kommt auf den Standort an! Ich plädiere hier heute Morgen für die Ausbildung kontextueller praktischer Theologien – oder lokaler Theologien. Jeder Ort hat seine eigene Logik und wir als Kirche müssen diese Zeichen des Raumes zu lesen beherrschen. Wir müssen auf das reagieren, was bei uns in der Region, in unserem Ort dran ist.

Noch zwei Gedanken dazu:

Dazu müssen die Gemeinden wahrnehmen, was draußen ist. Dazu müssen die Christen erkennen, was den Ort, die Region bewegt, was die Menschen brauchen – was sie wollen und wonach sie suchen. Dazu benötigt Kirche auf dem Land den Blick nach außen. Keine Selbstumdrehungen, sondern der Blick nach außen! Das hat etwas mit der Mission der Kirche zu tun. Ich rede gern über die Mission, weil sie der Kirche etwas von der Relevanz gibt, die sie für ihr Umfeld hat. Für

mich geht es in der Mission darum: Wie können wir als evangelische Christen den Menschen in unserer Kommune *dienen*, ja, dienen mit Wort und Tat. Wir sind Teil der Sendung Gottes. Gott hat uns als Kirche in diese Welt gesandt, um für sie ein Segen zu sein. Das ist unsere Mission und das verlangt Kontextualität.

Gemeinden einen Außenblick anzutrainieren, haben sich die Landexperten vom Arthur Rank Centre (bei Coventry) vorgenommen. Statt einer Haltung, die das Gemeindeleben ganz in der Verantwortung der eigenen »local church« sieht und oft das Gefühl bei den Geistlichen hinterlässt, das Reich Gottes auf den eigenen Schultern zu tragen, ermutigen Sie die Gemeinden, ihr Umfeld wahrzunehmen. Wo wirkt Gott in den Lebenszusammenhängen des Dorfes und wo ist er in einer Region aktiv? Wenn man dies erkannt hat, dann raten sie: »Go out and join him!« Mit diesem Blickwechsel würde, so berichten sie, oft ein Aufbruch in den Gemeinden (und Dörfern) verbunden sein. Ein Perspektivwechsel hin zum Außen, der viel bewirkt.

Das Lob auf Kontextualität hat noch eine andere Implikation: Es können nur die Menschen in dem Dorf, in der Region richten. In der Studie »Land mit Aussicht. Was sich von dem wirtschaftlichen und demografischen Erfolg des Oldenburger Münsterlandes lernen lässt« schreiben die Autoren: »Im Zentrum des Erfolgs stehen die Menschen. Sie sorgen im Oldenburger Münsterland mit ihrem Engagement dafür, dass soziale Netzwerke entstehen, dass notwendige Informationen fließen, dass sich Vertrauen aufbaut, dass die Menschen bereit sind, Solidarität zu üben und Verantwortung zu übernehmen und wirtschaftlich erfolgreich zusammenarbeiten.«¹

Die Menschen vor Ort sind das Kapital, was zur Lösung der Probleme immer schon da ist – oder eben fehlt. Regionalentwicklung geht nicht ohne den *Genius Loci* – man hat sich schon lange von der Top-Down-Förderschiene verabschiedet und versteht sich politisch eher als Ermöglicher dessen, was vor Ort da ist. Das heißt kirchlicherseits: Es geht nur mit den Menschen vor Ort, nicht *für* sie. In ihnen stecken die Ideen, nach denen wir suchen. Es heißt aber auch: Sie als kirchlicher Mitarbeiter sind ja Teil des Kontextes. Auch in Ihnen stecken die Lösungen, nach denen Sie vielleicht händeringend suchen. Sie sind die Experten, die Sie brauchen. Das habe ich gestern beim Marktplatz gespürt. Eine Menge an Ideen und guter Projekte. Eigentlich bräuchten Sie bei der Land-Kirchen-Konferenz keine Referenten. Sie

müssten sich nur gegenseitig erzählen. Vielleicht war ja deshalb der Bedarf danach so groß.

Es kommt auf den Standort an: Dies kann man noch in anderem Sinne sagen: Gotha, Augusti-

nerkloster, Superintendent, die Mannschaft im Haus, die Pfarrkollegen in den Dörfern des Gothaer Landes. Dieses Setting hat zum Gelingen dieser Tagung maßgeblich beigetragen.

Vision einer künftigen Kirche

Das Bemerkenswerte an den Thesen von Dr. Tobias Sarx war, dass sie eigentlich praktisch-theologisch gelagert waren: Glaubenskurs, Inkulturation, Parallelstruktur, alles Punkte, die den rein historischen Bereich verlassen hatten. Vielleicht wirkten sie deshalb so anregend für die Gespräche in den Gruppen – so jedenfalls wurde es mir berichtet. Bemerkenswert allerdings fand ich die erste These, die nämlich eine Sache vorsichtig in Frage stellte: Dass das Gebäude, die Fläche und der Pfarrer die Kirche in der Fläche gewährleisten!

Und auch wenn wir alles keine Katholiken sind und wissen, dass »est autem ecclesia congregatio sanctorum«(CA VII), fällt es uns doch überraschend schwer, reformatorische und biblische

Theologie bis zum Ende durchzudenken: Sollte wirklich die (kleine) Gemeinschaft der Christen vor Ort die kirchliche Präsenz in der Fläche gewährleisten? Ich bin überzeugt: Auf lange Sicht und in der Masse: JA! Doch noch einen Schritt zurück: Denn dieses Thema ist mir zu wenig und zu wenig grundsätzlich angeklungen: Was für eine Kirche wollen wir in ländlichen Regionen zukünftig noch sein? Welche können wir noch sein? Hier halte ich es für dringend erforderlich, dass wir Visionen, Bilder entwerfen, wie kirchliches Leben in x Jahren in der Fläche aussehen könnte. Ich wünschte mir, dass eine künftige Land-Kirchen-Konferenz darüber so konkret und so direkt wie möglich nachdenken möge.

Welche Pfarrer wollen wir sein? Welche Pfarrerinnen können wir noch sein?

Ein Themenbündel, das auch nur am Rande gestreift wurde, da keine dezidiert praktisch-theologischen Vorträge eingespielt wurden. Und doch war sie drängend, die Frage nach der Pastoraltheologie. Hier sehe ich folgende Herausforderung: Wie verschiebt sich das Aufgabenspektrum eines Pfarrers mit zunehmender Ausdünnung? Wie können wir in Aus- und Weiterbildung darauf reagieren? Gravierender: Wie ändert das ein ganzes Berufsbild und wie lassen sich für einen solchen Beruf noch Leute gewinnen? Wir können am IEEG mit diversen Karten zeigen, dass die fortlaufende Ver-

größerung der Gebiete die Mitarbeiter stärker als Apostel und Verwalter denn als Hirte und Sozialarbeiter fordert. Immer mehr Kirchengebäude und Liegenschaften, viele Predigtstätten, immer kleinere Gemeindegruppen machen aus dem Pfarramt einen Reisedienst und einen Bürojob gleichermaßen. Der Kontakt zu Menschen wird seltener, wobei die ihn noch intensiver erwarten. Die Peripherisierung hat also Auswirkungen auf die Pastoraltheologie; Auswirkungen, denen sich eine künftige Land-Kirchen-Konferenz stellen sollte.

Ehrenamt – Pastoraltheologie

Ein ebensolcher Elefant unter den Themen. Eines, das unterschwellig oft mitlief. Und eines, das uns mit den staatlichen Vertretern am Dienstagabend verbunden hat. Vom bürgerschaftlichen Engagement reden auch sie gern. Weil sich darüber (hoffentlich) der institutionelle Rückzug kompensieren lasse. Aber so offen sollte man es nicht sagen. Auch in der Kirche nicht. Denn hier stimmt der latente Vorwurf auch nicht, dass es sich um einen genialen Taschenspielertrick handelt. Wir haben schließlich eine gute reformatorische Tradition mit dem Priestertum der Getauften. Doch sei mir die

zynische Frage gestattet, warum wir das erst unter diesen Bedingungen wiederentdecken. Und: Nehmen wir es auch ernst? Geben wir den Ehrenamtlichen nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte? Trauen wir ihnen etwas zu? Und trauen wir Gott etwas zu? Dass er sie in der Taufe befähigt hat, dass er jedem und jeder Gaben gegeben hat, die zum Erbauen der Gemeinde etwas Einmaliges und Kostbares beitragen? Mit der Wortmeldung aus der Speakers Corner mag ich fragen: Ist das Glas halb voll oder halbleer?

Umbau, Rückbau, das Lassen – wurde gelassen

Eigentlich sollte ich hier mehrere Leerzeilen einfügen: Zu fehlenden Gesprächsgängen kann ich nämlich auch hier nichts anmerken. Nur eben, dass es gefehlt hat bei dieser Land-Kirchen-Konferenz. Am Anfang blitzte das Problem zwar bei Thies Gundlach auf. Dann aber wurden sie nicht weiter diskutiert: Die Konzepte zum De-growth, wie es in der Städteplanung heißt, Ideen alternativer Arbeitsformen, unkonventionelle Strukturmodelle. Sie gehören notwendigerweise zur Schrumpfungsbefragung dazu: Wenn weniger

Menschen da sind, muss sich das in Strukturen, Konzepten und Gebäudemanagement niederschlagen. Wie man solchen kirchlichen Rückbau und Umbau in ländlichen Regionen betreibt, dürfte künftig nicht weiter ausgeblendet werden. Wichtig scheint mir dabei, dass er auch die weichen Faktoren umfasst: Was muss an klassischen pastoralen Tätigkeiten aufgegeben werden? Was kann in der Gemeindegliederung getrost gelassen werden? Welche Alternativen haben wir?

Perspektiven für Weiterarbeit

Einige Schneisen für die thematische Weiterarbeit habe ich bereits gegeben. Abschließend noch eine praktische Anregung und eine offene Frage:

Wenn die These vom Genius Loci Ihre Berechtigung hat und die Genialität in Sachen Land wirklich auf dem Land zu finden ist, warum laden Sie dann nicht einmal kirchliche Mitarbeiter aus anderen europäischen Regionen ein? Es gibt in der anglikanischen Kirche einige ermutigende Beispiele für ländliche Gemeindegliederung. Von Frankreich kann man lernen, wie man die Strukturen zurückbaut und trotzdem mit Leben füllt. Diese leicht verfremdete, aber dann doch vergleichbare Perspektive könnte für eine Land-Kirchen-Konferenz sicher inspirierend wirken.

Schließlich frage ich mich, wie eine solche gute Tagung hier in Gotha Breitenwirkung entfalten kann. Wie schaffen Sie es, die vielen Landpfar-

rer/innen mitzunehmen, die vereinzelt sind, die ihre Ruhe haben wollen und/oder die einfach nicht mehr können? Ist es möglich, die vielen, die nicht da waren, hineinzunehmen in das offene und ehrliche Gespräch, das hier zu erleben war? Lässt sich die Fläche von dem Gothaer Aufbruchgeist anstecken?

Es ist jedenfalls zu hoffen, dass die Landkirchenkonferenz nicht nur eine mehrtägige Veranstaltung bleibt, sondern zu einer Bewegung wird, an der viele Anteil haben.

Anmerkungen:

¹ Glander, Marie-Luise, Hoßmann, Iris, *Land mit Aussicht. Was sich von dem wirtschaftlichen und demografischen Erfolg des Oldenburger Münsterlandes lernen lässt, Studie des Berlin-Institutes für Bevölkerung und Entwicklung, Berlin, 2009, 61.* 

Keine Angst vor Veränderungen! Feedback aus ökumenischer Perspektive

Von Dr. Aulikki Mäkinen

Liebe Schwestern und Brüder, interessant ist es jedes Mal, an einer Tagung einer Schwesterkirche teilzunehmen und zu erfahren, wie viele grundsätzliche Themen und Entwicklungen wir gemeinsam haben, die in ihren Nuancen aber doch

verschieden sind. Das gilt auch für das Thema Kirche auf dem Lande. Auch wir erleben in Finnland, dass weite Teile des Landes immer mehr verwaisen, und die größeren Städte und südlichen Regionen reichlich Zuwachs bekommen.

Finnland und seine Evangelisch-Lutherischen Kirche

Zuerst aber einige Worte über Finnland und seine Evangelisch-Lutherische Kirche. Wie Sie wissen, haben wir in Finnland viel Fläche und wenig

Menschen. Im Vergleich zu Deutschland sind die Gemeinden sowohl flächenmäßig als auch von der Zahl der Gemeindeglieder her groß. Der Groß-

teil der Finninnen und Finnen gehört zur evangelisch-lutherischen Kirche. Ende 2010 zählte sie 4,2 Millionen Mitglieder, was 78,2 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht. Im Vergleich zu vielen Ländern Europas ist Finnland religiös außergewöhnlich homogen.

Aber auch Finnland ist keine heile Welt. Die Zahl der Kirchenmitglieder hat in den letzten Jahren sehr stark abgenommen. Es ist ein recht neues Phänomen in Finnland – vor allem die Diskussionen über die Homosexualität und ihre Rechte in der Kirche haben die Kirche gespalten und zu recht großen Kirchenaustritten geführt. Letztes Jahr wurde der höchste Wert aller Zeiten erreicht, als aus der Kirche über 80.000 Finninnen und Finnen austraten. Die Zahl entspricht ca. 2 Prozent der Kirchenmitglieder.

Die Zahl der Gemeinden ist in den letzten Jahren stark gesunken. Ende des Jahres 2010 gab es in der lutherischen Kirche 449 Gemeinden. Das heißt, in Finnland gibt es 100 Gemeinden weniger als 2005. Der größte Teil von ihnen gilt als klein, hat also unter 6.000 Gemeindeglieder. Gemeinden mit über 20.000 Gliedern gibt es weniger als zehn Prozent, jedoch gehört zu ihnen jedes dritte Kirchenmitglied.

Die Zahl der Gemeinden wird weiterhin sinken. Zugleich wird die Größe der Gemeinden wachsen. Dazu trägt einerseits der eigene Bedarf der Gemeinden an effektiverem Einsatz der Aktivitäten und Finanzen bei. Andererseits gibt es Veränderungen auf dem Hintergrund von kommunalen Strukturreformen.

Thesen und Beobachtungen

1. Es geht nicht um Pfarrerinnen und Pfarrer

Die Diskussion auf dieser Tagung war sehr pfarrerzentriert. Besonders am ersten Tag geisterte die Frage »Was passiert mit mir im Regionalisierungs- und Reformprozess?« unterschwellig, aber auch ausgesprochen umher. Was geschieht mit meiner Arbeitsstelle, meiner Position, meiner Arbeit und mit meiner Unabhängigkeit?

In einer Zeit der Veränderungen gehört diese Frage hinzu. Aber man muss sich dieser Frage auch bewusst sein, und diese Frage muss bewusst bearbeitet und beantwortet werden. Sonst greift sie unbewusst in Entscheidungsprozesse ein und kann gefährlich für eine gute Entwicklung sein. Im Reformprozess geht es doch nicht in erster Linie um Pfarrer, sondern darum, wie wir auch in Zukunft das Gemeindeleben so gestalten können, dass das Evangelium weiterhin Mut, Hoffnung und Freude bringt.

2. Zusammenarbeit ist keine Frage des Wollens

Keine Institution kann es sich leisten – und Firmen noch weniger –, dass Mitarbeiter selbst bestimmen können, ob sie mit anderen zusammenarbeiten wollen oder nicht. Auch die Kirche und vor allem die Gemeindeglieder können es sich nicht leisten.

In dieser Tagung sind oft Gefühle wie Neid gegenüber Kolleg/innen und Angst vor der Zusam-

menarbeit ans Licht getreten. Wenn es in der Tat den Pfarrern überlassen bliebe, ob sie mit anderen zusammenarbeiten oder nicht, wies das auf eine Strukturschwäche hin.

3. Die Haltung der Pastoren im Reformprozess ist entscheidend

Wenn die Pastoren der Region eine Regionalisierung anstreben und die Gründe dafür mit Vernunft vorlegen, verstehen die Gemeindevorstände sie normalerweise gut. Natürlich müssen die Wünsche und Ängste der Gemeindeglieder ernstgenommen werden, denn nur sie wissen, was sie in Zukunft in ihrer Gemeinde brauchen: was kann aufgegeben oder bewahrt und was kann zusammengelegt werden.

4. Haben Sie keine Angst vor Zusammenarbeit und größeren Einheiten

Größere Einheiten und wachsende Zusammenarbeit bedeuten Spezialisierung und fördern Professionalität. Sie verlangen aber auch das Setzen von Prioritäten in der Arbeit. Man muss sich von Dingen verabschieden, denn Erneuerung bedeutet immer auch Verlust. Neues kann nicht aufgebaut werden, wenn so Manches nicht abgebaut wird.

Nach den Erfahrungen in Finnland ist es wichtig, dass Fusionierung oder der Aufbau eines Gemeindeverbundes vollzogen wird bevor äußerste Not und Zwang herrschen. Sie sind einfacher zu

bewerkstelligen, wenn nicht allzu großer Druck herrscht und noch Ressourcen vorhanden sind, um Neues aufbauen zu können.

5. Zusammenarbeit muss zur Entlastung der Mitarbeiter/innen führen

Regionalisierung, weitergehende Zusammenarbeit oder Fusionierung können gelingen, wenn sie Gewinn sowohl für die Gemeinden als auch für die Mitarbeiter/innen bringen.

Ein gern und ausführlich besprochenes Thema ist die Arbeitsbelastung. Der eine scheint mehr zu arbeiten und als die andere und sehr stolz darauf zu sein. Um der Zukunft und des Pfarrernachwuchses willen ist es nötig, sachlich auch über Arbeitszeit und Freizeit der Mitarbeiter/innen zu sprechen. Meines Erachtens hat die Zeit das Arbeitszeitmodell der Kirchen in Deutschland schon längst überholt. Wir leben nicht mehr in einer Welt, in der die Männer arbeiteten und die Pfarrfrauen zu Hause sind und sich ehrenamtlich in der Gemeinde engagieren. Wenn die skandinavischen Kirchen gut mit einer 5-Tage-Woche der Pfarrer/innen zurechtkommen, warum sollten es dann nicht auch die hiesigen Kirchen?!

6. Jeder Reformprozess muss ein Ende haben

Die Erfahrung in Finnland hat gezeigt, wie belastend dicht aufeinanderfolgende Strukturänderungen für die Gemeinden und kirchlichen Mitarbeiter sind. Ich halte es für gewinnbringender, größere Schritte zu nehmen und gut überlegte weiterführende Veränderungen zu wagen und dafür den Gemeinden eine professionell geplante mehrjährige Aufbauphase in die neuen Strukturen hinein zu gewähren. Andernfalls droht eine Lähmung im gesamten Bereich des Gemeindeaufbaus.

7. Die schwierige Frage nach Leitung und klaren Strukturen

Es scheint sehr schwierig, über Hierarchie und Leitung hier zu sprechen. Niemand an der Basis scheint es zu wollen. Dabei ist es eine Stärke der Deutschen, lange und gute Diskussionen zu führen und Kompromisse zu finden. In Zeiten der Veränderung reicht eine Diskussion allein aber wohl nicht, denn die Durchführung von Veränderungen innerhalb eines Reformprozesses setzt klare Strukturen voraus. Änderungen müssen geleitet und begleitet werden – und zwar auch an der Basis.

8. Die Möglichkeiten der sozialen Medien

Viele haben berichtet, dass gut Ausgebildete und besonders junge Frauen die Dörfer verlassen und gen Westen wandern. Die jungen Männer sind schwierig zu erreichen. Wo sind sie? Die meiste Zeit schwirren sie durchs Internet. Es ist wichtig, dass Kirche auch dort anzutreffen ist, wo ihre Mitglieder sind. Nach meinem Dafürhalten macht es jedoch keinen Sinn, eigene Diskussionsplattformen aufzubauen. Kirche kann sich ebenso gut auch dort zeigen, wo alle anderen und alles andere zu sehen sind. Die Arbeit in sozialen Medien erweitert den Horizont über die Gemeinde- und Ortsgrenzen hinaus. Die Kirche ist viel mehr als eine Ortsgemeinde.

Es ist wichtig anzuerkennen, dass die Arbeit im Internet keine Freizeitbeschäftigung bleibt, sondern zu einem normalen Bereich der Gemeindearbeit wird.

9. Pflegen Sie die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen

Für die Arbeit, die wir für am wichtigsten erachten, sind immer Geld und Ressourcen vorhanden. Da Kinder und Jugendliche uns in der Tat wichtig sind, muss der Reformprozess qualitativ und quantitativ in keiner Weise eingeschränkte Arbeit mit ihnen garantieren. Sie sind unsere Zukunft. 

Geistliches Leben

Hebt eure Augen und seht!

Andacht zu Jes 40,26-31 zur Eröffnung der 1. Land-Kirchen-Konferenz

Von Michael Lehmann

Hebt eure Augen in die Höhe und seht!

Wir pflügen, und wir streuen den Samen auf das Land. Das Land ist weit, die Böden unterschiedlich: Mal felsig, mal voller Gestrüpp, mal gefährden irgendwelche Vögel die Saat, und doch: Es gibt auch gutes Land, gutes Land zur Genüge, manchmal mehr als genug. Mit den Jahren sind die Felder immer größer geworden. *Wir pflügen, und wir streuen* und sind noch immer nicht am Ende des Feldes angekommen: Pfarrbereiche mit fünf, sechs, zehn, zwölf, achtzehn, zwanzig Kirchen – wie weit lässt sich eine Parochie dehnen, ohne dass das flächendeckende Netz reißt und weiße Flecken entstehen? Orte, wo kein Samen mehr auf das Land fällt, wo kein Pfarrer mehr hinkommt – und irgendwann auch nicht mehr erwartet wird; und wo Menschen bleiben, für die die Kirche ein schönes, aber hohles Gebilde ist, wichtig für das Antlitz der Gemeinde zwar, ortsbildprägend, aber ohne Funktion, ohne Inhalt, ohne Erwartung? Und die Pfarrerin, nur noch an einem Ort und an allen anderen nicht präsent oder beständig auf dem Wege und darum nie erreichbar? *Wir pflügen, und wir streuen*, und das Feld nimmt einfach kein Ende.

Hebt eure Augen in die Höhe und seht!

Wir pflügen, und wir streuen den Samen auf das Land. Dieses Lied will an allen Orten zum Erntedankfest gesungen werden, möglichst auch überall zur gleichen Zeit. Und die Kantorin eilt von Ort zu Ort, von Orgel zu Orgel, von Chor zu Chor. Der Sopran kann keine Noten lesen, der Bass ist erkältet, den Tenor gibt es schon lang nicht mehr. Und auch den Orgeln geht es gar nicht gut: Im 8-Fuß-Prinzipal ein Heuler, die Zungen wurden schon seit Ewigkeiten nicht mehr gestimmt. Ein weites Feld – und hinter dem Rücken, weit hinter dem Horizont, die Hochschule, die einen lehrte, Konzertorgeln mit 80 klingenden Registern zu beherrschen und Oratorien zu dirigieren. Hier singt die Kantorei »*Wir pflügen, und wir streuen*« einstimmig.

Hebt eure Augen in die Höhe und seht!

Und was sehen wir?

Männer werden müde und matt, und Jünglinge straucheln und fallen.

Wir sehen die erschöpfte Pfarrerin, den frustrierenden Regionalkantor, die überforderte Kreisgemeindepädagogin.

Und Jünglinge straucheln und fallen.

Gerade die jungen Kollegen geben uns Anlass zur Sorge. Und unsere Landeskirchen verfassen Burnout-Denkschriften.

Hebt eure Augen in die Höhe und seht!

Was sehen wir? Ein weites Feld – und es ist ein Land der Ideen. Wir sehen ein Wiederaufblühen des Gottesdienstes, der religiösen Praxis und der dörflichen Gemeinschaft. Wir sehen Menschen, die sich für ihre Gemeinden einsetzen, Kinder und Alte chauffieren, Kaffee kochen, Freizeiten begleiten, Kirchen öffnen, Altardecken waschen, Spenden sammeln, Kerzen verschneiden, Turmuhren pflegen, das Evangelium lesen, Kollekte zählen, Kranke besuchen, den Kirchhof mähen oder still für andere beten – und mit alledem der Kirche ein Gesicht geben, die Gemeinschaft der Heiligen bewahren und stärken.

Er führt ihr Heer vollzählig heraus und ruft sie alle mit Namen; seine Macht und starke Kraft ist so groß, dass nicht eins von ihnen fehlt.

Hebt eure Augen in die Höhe und seht!

Und wir sehen das Wunder der selbstwachsenen Saat. Das, was auf gutes Land fiel, trägt Frucht, einiges hundertfach, einiges sechzigfach, einiges dreißigfach. Und das Land ist weit, weit und abwechslungsreich, ein Feld wogender Ähren, Korn für viele, bereit, Brot zu werden und die Menschen zu sättigen.

Warum sprichst du denn, Jakob, und du, Israel, sagst: »Mein Weg ist dem HERRN verborgen, und mein Recht geht vor meinem Gott vorüber«? Weißt du nicht? Hast du nicht gehört? Der HERR, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt, sein Verstand ist unausforschlich.

Wir pflügen, und wir streuen den Samen auf das Land, doch Wachstum und Gedeihen steht in des Himmels Hand. Gott weckt Glauben, stärkt Schwache, tröstet Entmutigte, bringt Menschen zusammen, stiftet Gemeinschaft. Gott erhält seine Kirche, durch alle Zeiten hindurch. Gemeinden und ihre Pfarrerinnen und Mitarbeiter knüpfen gemeinsam ein Netz, das Menschen miteinander verbindet, und es ist groß genug. Von weißen Flecken keine Rede.

Er gibt dem Müden Kraft, und Stärke genug dem Unvermögenden.

Und darum: **Hebt eure Augen in die Höhe und seht!**

Im Laufe dieser Konferenz sind Sie auch eingeladen, auszuschwärmen und die ländlichen Gemeinden unseres Kirchenkreises zu besuchen. Diese Konferenz trägt Elemente einer Visitation in sich, des Besuchsdienstes zur gegenseitigen Beratung und geschwisterlichen Ermutigung.

Was können wir Ihnen zeigen? Wir sind ein mittelgroßer Kirchenkreis in der Mitte Deutschlands mit mittleren kirchlichen Verhältnissen. Wir zeigen Ihnen vielleicht wenig Exzeptionelles, aber dafür viel Exemplarisches, vielleicht wenig innovative Lösungen, aber ehrlich unsere Probleme. Wir zeigen Ihnen vielleicht wenig ganz und gar Neues, aber dafür uns selbst. Wir zeigen Ihnen, wie wir – Gemeindeglieder, Pfarrerinnen, Kantoren und Gemeindepädagoginnen – mit unserem Mut, mit unserer Kraft und Fantasie auf unserem weitem Feld, auf Gottes weiter Flur, pflügen und streuen, in der Hoffnung, Gott möge seine Saat aufgehen lassen, der Glaube möge blühen und reifen, bereit, Brot zu werden und die Menschen zu sättigen.

Die auf den HERRN harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.

Amen.



Leben in der Bude

Abendandacht zu Psalm 84 am 14. Juni 2011

Von Hans Hentschel

Leben in der Bude. Dauerndes Kommen und Gehen, Rein und Raus.

Da hat ein Schwalbenpaar im Turm unserer Kirche sein Nest gebaut.

Wir sind selbst schuld, dass die Schwalben da hinein fliegen konnten.

Haben ein zerbrochenes Fenster über der Haupteingangstür nicht ersetzt.

Fiel niemandem auf.

Den Schwalben schon.

Jetzt haben sie auf einem löwenköpfigen Mauersprung ihr Nest gebaut. Fliegen dauernd hin und her.

Ich begegne der Küsterin, die resolut mit Trittleiter und Besen bewaffnet der Kirche entgegenstrebt.

»Moin!«

»Moin!«

»Was gibt's Neues?«

»Wir haben ein Schwalbennest in der Kirche ...«

»Habe ich schon gesehen. Schön, nicht wahr ...«

»Schön?! Mensch Pastor, die scheißen uns alles voll und wenn da erst mal Junge drin sind, wird es noch viel mehr.«

»Und?«

»Dagegen werde ich was unternehmen«, winkt die Küsterin mit dem Besen.

Ich kann sie gut leiden, denn sie liebt ihre Kirche wie das eigene Wohnzimmer.

»Wie? Was unternehmen...?« frage ich und ahne Schreckliches.

»Na ...« Die resolute Frau wischt mir mit dem Besen vor dem Gesicht herum.

»Nee ... oder ...?« frage ich. »Wollen Sie das Nest kaputt machen?«

»Na, was denn sonst. Schwalbenschiss ist nie mehr richtig wegzukriegen. Das ätzt sich richtig in die Steine rein.«

»Ist doch eigentlich ganz schön, wenn wir hier Vögel in der Kirche haben«, sage ich. »Im Psalm heißt es: Bei dir Gott hat der Vogel ein Haus ge-

funden und die Schwalbe ein Nest für ihre Jungen.«

»Soll ich das Nest etwa lassen?« fragt die Küsterin mit Empörung in der Stimme.

Ich lächele sie an, zucke so mit den Schultern und hebe lächelnd die Hände. »Ein paar getaufte Schwalben im Dorf. Das hat doch was, oder?«

»Getauft hin oder her«, murmelt die Küsterin. »Den Dreck muss ich wegmachen.«

»Können wir nicht ein altes Stück Teppichboden unter das Nest legen?« Ich denke an die Teppichbodenreste im Gemeindehaus.

»Von mir aus ...« grummelt die gutmütige Frau, dreht um, bringt Besen und Trittleiter weg.

Sie wird sich ihren Teil über mich und meine Schwalbenfreundlichkeit denken. Aber mir tut dieser Gedanke gut: Da gibt es ein Schwalbenpaar, das die Kirche tagein, tagaus anfliegen wird.

Leben in der Bude.

Das wünschen wir uns in der Kirche doch.

Was macht da schon ein bisschen Schwalbenschiss. D

Staunen

Morgenandacht zu Mt 13,31 am 15. Juni 2011

Von Hans Scheffel

Liebe Schwestern und Brüder, dieses Gleichnis strömt Ermutigung und Staunen aus. Wir staunen über den Prozess des Wachsens. Wir werden ermutigt zu entdecken, dass das Reich Gottes klein und bescheiden anfängt, aber wächst und wächst, so dass es Raum gibt zum Leben in Gerechtigkeit. Es wirkt Hoffnung, dass die Gerechtigkeit Gottes Menschen und alle Lebewesen schützen wird. Sie wird ihnen allen zuteilwerden.

Schon immer ist aufgefallen, dass viele Bilder der Gleichnisse Jesu aus dem Bereich der Landwirtschaft kommen. Bis vor wenigen Jahren konnte man auch in den Städten noch voraussetzen, dass selbst ein Kind diese Bilder versteht, weil Menschen nah mit der Natur zusammenlebten. Heute wird es selbst auf dem Lande für viele schwierig, diese Bilder nachvollziehen zu können. Die wenigsten haben noch einen Garten und wissen aus eigener Anschauung, wie es ist, wenn man den Boden für das Säen vorbereitet, welche Freude das Säen bewirkt und dann erst das Wachsen.

Ach, wie konnte meine Oma staunen und sich freuen, wenn in ihrem Garten im Frühjahr die Radieschen gewachsen sind – und welche Freude hatten wir erst, als wir die ersten ernten und essen konnten. Das unmittelbare Erleben des Wachsens und des damit verbundenen Staunens in der Natur ist heute vielen verloren gegangen. Darum ist es gut, dieses Staunen über das Wachsen bewusst zu machen. Es ist und bleibt ein herrliches Bild – das Wachsen in der Natur.

Ein einfacher und klarer Unterschied zwischen Stadt und Land ist mir gestern vor einer Woche wieder bewusst geworden. Mit einer Gruppe unseres Kirchenbezirkes bin ich mehr als erfüllt von dem sehr bewegenden Kirchentag aus Dresden in den Kraichgau zurückgekommen. Die Stadt Dresden, die vielen Menschen, die Straßenbahnen und die städtischen Häuserstraßen waren mir noch fest in Erinnerung, als ich 20 km mit dem Auto durch den Kraichgau fuhr. Da fiel mir auf: die Weite der Landschaft, die unmittelbare Nähe zu den Weizenfeldern und das Spüren von Wachsen, trotz der Trockenheit. »Auf dem Lande daheim« ist schlicht dieses Wahrnehmen von Landschaft und Wachsen. Mir fehlt etwas, wenn ich über Tage nicht aus der Stadt Sinshaus hinauskomme und das Wachsen und Werden im Jahreskreislauf nicht wahrnehme. Dieses Wachsen lehrt Staunen und auch Ehrfurcht vor dem Leben.

Dieses Staunen nimmt Jesus zum Gleichnis, in dem er den nach Gerechtigkeit fragenden Menschen das Wachsen in der Natur vor Augen führt: Nehmt das Senfkorn zum Gleichnis. Es ist klein, ganz klein. Wird es gesät und wächst es, so wird der Strauch ganz groß, so dass Vögel in den Zweigen wohnen können. Die Kraft des Reiches Gottes kann ganz klein beginnen, aber sie wächst und wird größer und das Himmelreich ist zu entdecken.

Jesus ermutigt uns, unsere Hoffnung auf den Gott zu setzen, der voller Barmherzigkeit ist und der seine Gerechtigkeit allen offenbart, so dass die Armen genug zu essen bekommen, die Kranken

gesund werden, die Blinden sehen und die Tauben hören und alle die frohe Botschaft von seiner Liebe zu Herzen nehmen.

Der neue Tag liegt vor uns und uns werden viele neue Erlebnisse während unserer Hospitationen geschenkt werden. Ich wünsche uns allen, dass wir viel Freude haben am Gespräch miteinander und erfüllt sind von der Leidenschaft, dass das Reich Gottes mitten unter uns ist. Wie sagt es

Jesus: Das Himmelreich gleicht einem Senfkorn, das gesät wird und dann als kleines Korn wächst und wächst und ein großer Baum wird.

Ich wünsche uns, dass wir die gute Erfahrung des Dresdner Kirchentages aufnehmen und voller Dankbarkeit spüren: da wird auch Dein Herz sein – in diesem Staunen über das Reich Gottes.

Amen.



Überblick gewinnen

Andacht am Gothaer Bürgerturm am 15. Juni 2011

Von Friedemann Witting

Hebt Eure Augen in die Höhe und seht!

Wir heben unsere Augen und sehen einen Turm, der einfach nur Turm sein darf. Er trägt keine Glocken und keine Uhr, keine Wetterfahne und kein Kreuz. Er muss kein Leuchtfeuer sein und Richtung weisen, er muss nicht Orientierung geben. Nicht einmal schön muss er sein. Er darf einfach Turm sein. Puristisch, funktional: Eine Sammlung von 158 Stufen, die aufwärtsführen, Schritt für Schritt, immer höher hinaus. Er darf helfen, die Augen zu heben und Ausschau zu halten, weite Ausschau in unserem Fall, weit über das Gothaer Land hinweg.

Der Bürgerturm zu Gotha ist keine alltägliche Wegmarke. Als wir in der Vorbereitung der Konferenz darüber nachdachten, welche Stationen an diesem Abend aufgesucht werden könnten, kam der Bürgerturm zur Sprache und mit ihm verschiedene Assoziationen.

Ein erstes biblisches Blitzlicht:

1. Mose 11,3f: Und sie sprachen untereinander: Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen! – und nahmen Ziegel als Stein und Erdharz als Mörtel und sprachen: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder.

Hybris, Größenwahn, Geldverschwendung, Geltungsbedürfnis, wie viel davon steckt in jedem Turm, der gebaut wird? – auch in unseren Kirchtürmen?

Der Gothaer Bürgerturm zeugt zunächst von Menschen der Vergangenheit. Er erinnert an einen Vorgänger, den eine wohlhabende Familie der Stadt und ihren Einwohnern gestiftet hatte. Menschen wollen etwas schaffen, nicht zuletzt für andere, lassen sich das etwas kosten, nehmen andere mit, setzen etwas in Bewegung und hinterlassen nachhaltig Spuren – nicht nur in der Landschaft.

Der Turm steht aber auch für jene Menschen mit Idealismus und Engagement, die es in der Gegenwart gibt, hier im Gothaer Land, in einer Region, die perspektivisch kaum Wachstumsgebiet sein, sondern eher zu den peripheren Räumen gehören wird. Viele sind gegangen, und doch gibt es sie, die Menschen, die geblieben sind, hier leben wollen, mit Liebe und Heimat im Herzen, mit Idealismus und Engagement, und natürlich auch die, die zuversichtlich und fröhlich glauben und dem Glauben Gestalt geben.

Wo immer diese Menschen leben und wirken, wo sie sich einbringen, auch in kleinen Gemeinden, in engen Räumen, in aussichtslosen Lagen und Strukturen, sie zeugen von der sanften Berührung unserer Welt durch Gott.

Ein zweites biblisches Blitzlicht:

1. Mose 28,11ff: Und Jakob kam an eine Stätte, da blieb er über Nacht, denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen Stein von der Stätte und legte ihn zu seinen Häupten und legte sich an der Stätte schlafen. Und ihm träumte, und siehe, eine Leiter stand auf Erden, die rührte mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder. Und der HERR stand oben darauf und sprach: Ich bin der HERR,

der Gott deines Vaters Abraham, und Isaaks Gott (...) Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst, und will dich wieder herbringen in dies Land. Denn ich will dich nicht verlassen, bis ich alles tue, was ich dir zugesagt habe. Als nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: Fürwahr, der HERR ist an dieser Stätte, und ich wusste es nicht! Und er fürchtete sich und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels.

Wer hinaufsteigt auf den Bürgerturm und über das Gothaer Land blickt, nimmt wahr, was typisch für die Siedlungen hier in Thüringen ist: Wo Menschen Häuser auf einen Flecken gebaut haben, und seien es nur fünf, da bauten sie in der Regel auch eine Kirche und mit ihr einen Turm. Das Himmlische bei uns einkehren und wohnen zu lassen, ihm einen Platz zu geben mitten im Leben, ihm im Alltag begegnen zu können – von dieser Sehnsucht zeugen die Kirchen. Sie sind Orte der Vergewisserung: Die Menschen sehen beim Blick aus dem eigenen Küchenfenster, dass die Wirklichkeit Gottes unter ihnen zu Hause ist. Deshalb lieben sie ihre Kirchengebäude, und manchmal auch ihre Kirchengemeinden.

Mag sein, dass es ein Problem von Kirche in der Fläche ist, wenn die Höhe fehlt, um sehen zu können. Selten nur steigen wir hinauf, der Überblick fehlt. Landkirchenkonferenz – schon die ersten Gespräche am gestrigen Tag ergaben manche Überraschung, als sich so etwas wie ein Überblick einstellte: Kirche in der Fläche ist bunt. Kirche in der Fläche sieht verschieden aus, Deu-

tungen bleiben schillernd. Arbeiten nun wir in der Evangelischen Kirche Mitteldeutschlands am Limit, wie viele es empfinden und wo manche westdeutsche Klage schnell verstummt, oder ist die Sicht des Bruders aus dem Südzipfel der Hannoverschen Kirche korrekt, der in der östlich gelegenen Nachbarlandeskirche auch Formen des Überflusses wahrnimmt?

Heraus aus der Fläche, hinauf in die Höhe! Weite Wege sind wir gegangen, steinig ist's gewesen, schweißtreibend. So mag es sein, wenn die Kirche auf dem Lande versucht, Überblick zu gewinnen.

Ein drittes Blitzlicht:

Apg 1,10ff: Siehe, da standen bei ihnen zwei Männer in weißen Gewändern. Die sagten: Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und seht zum Himmel? (...) Da kehrten sie nach Jerusalem zurück von dem Berg, der heißt Ölberg und liegt nahe bei Jerusalem.

Auch das sollen wir hören. Wie gut, dass wir heute am Tage bereits unterwegs waren im Land, dass wir uns auf Spurensuche gemacht haben und dass wir auch jetzt nach einem mühsamen Aufstieg, bei dem wir Höhe gewonnen haben, uns wieder in die Mühen der Ebene begeben. Wir suchen Spuren mitten in dem, was die Lebenswelt uns vor die Füße legt, vor Augen die Geschenke, die uns Gott in Momenten der Klarheit, des Überblicks, des Austausch macht.

Amen.



Weißt du, wie viel Sternlein stehen?

Andacht zur Nacht - Auf den Spuren des Gothaer Theologen und Dichters Wilhelm Hey, am 15. Juni 2011 in der Kirche zu Remstädt

Mitwirkende: Margarethen-Singkreis, Leitung von KMD i.R. Uthmar Scheidig, Gotha, Oberpfarrer Michael Göring, Katrin Göring-Eckardt, Ingersleben, Orgel: KMD i.R. Uthmar Scheidig, Gotha

Orgelvorspiel	Improvisation zu »Alle Jahre wieder«	Statt einer zweiten Lesung	»O Christentum«
Chorlied	»Die Lerche singt so helle«	Chorlied	»Vöglein im hohen Baum«
Statt eines Psalms	»Wo wohnt der liebe Gott«	Statt eines Gebetes	»Der gute Hirte«
Gemeinsames Lied	»Aus dem Himmel ferne«	Und dann	Vaterunser
Statt einer Lesung	Von Wilhelm Hey ausgewählte biblische Merksprüche für Kinder, in der Übersetzung Dr. Martin Luthers	Gemeinsames Lied	»Weißt du, wie viel Sternlein stehen?«
		Statt einer Entlassung	»Nachtgebet«
		Und dann	Segen
		Musikalisches Nachspiel	»Die Fabel von Fuchs und Rabe«

Was für ein Ausblick!

Morgenandacht am 16. Juni 2011

Von Kirsten Erichsen

Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen. Es ist nicht meine Geschichte. Ich habe sie nicht erdacht. Mancher unter Ihnen wird sie wahrscheinlich kennen. Sie führt, wie könnte es heute anders sein, in ein Dorf. Und sie enthält, obwohl sie keine biblische, keine religiöse Geschichte im eigentlichen Sinn ist, einen tiefen theologischen Kern. Denn in ihr wird von Gemeinschaft erzählt, die über Grenzen der Fremdheit und der Verletzung hinweg entsteht. Und es wird von Versöhnung erzählt, die dort erfahren werden kann, wo Menschen in einer solchen Gemeinschaft wieder zueinander finden und wo sie zu sich selbst finden, zu den Gaben und Möglichkeiten, die Gott einmal in ihnen angelegt hat, zu der Zukunft, die Gott ihnen eröffnet.

Ich möchte sie weit in den Norden entführen, weiter als Nordelbien, weiter als Sieseby, meine Heimatgemeinde, nach Jütland, nach Dänemark. Ich entführe sie in eine Gemeinde dort, die ihre Ordnung hatte, wie sie immer war, die ihre Regeln hatte, wie sie immer galten. Menschen gehörten zu ihr, die sich darin eingerichtet hatten, jeder an seinem Platz, jeder mit seiner Rolle, wie sie ihm, wie sie ihr wohl zgedacht war.

Ja, von den Menschen vor allem möchte ich erzählen, zu denen zwei Frauen gehörten, Martina und Philippa, Töchter eines längst verstorbenen Propstes, der zu Lebzeiten aus seiner Gemeinde eine strenge, puritanische Gemeinschaft geformt hatte – mit engen Grenzen nach außen, so dass es zwar Bleiben, aber kein Wachsen, keine Veränderung, keine Lebendigkeit mehr gab.

Dabei ist die eine Frau, Philippa, eine begnadete Sängerin. Einst, als junge Frau, hatte sie Gesangsunterricht bei einem Franzosen erhalten. Der war zufällig in ihr Dorf gekommen. Wunder schön hatte es geklungen, wenn sie mit ihm zusammen sang. Aber da dem Propst der Gesang missfallen hatte, gerade um der Schönheit und der Lebenslust willen, die darin mitschwang, hatte Philippa das Singen aufgegeben – scheinbar freiwillig und doch eigentlich, weil sie die strenge Moral ihres Vaters längst zum Prinzip ihres eigenen Lebens erhoben hatte. Sie hatte sich gegen eine Karriere als Sängerin entschieden, war im Dorf geblieben als rechte Hand ihres Vaters, die nach seinem Tod einfach alt und älter wurde. Eine ungenutzte Begabung, ein ungelebtes Leben

ohne eine Sehnsucht nach dem, was sein könnte, was noch kommt.

Ähnlich wie ihr ging es ihrer Schwester Martina. Sie hatte sich als junge Frau in einen Offizier verliebt, der auf dem Nachbargut in Jütland seine Tante besucht hatte. Doch der Unterschied in Herkunft und Erziehung hatte den Offizier zurückschrecken lassen. Er hatte sich von ihr abgewandt, war aus dem Dorf wieder fortgegangen, ohne sie. Und sie blieb – ohne ihn und ohne Hoffnung auf Lebendigkeit in der Gemeinde zurück.

So vergingen die Jahre in dieser Gemeinschaft der beiden Schwestern, in deren Umgebung andere, ähnliche Menschen sind, die enge Grenzen um sich und ihr Verhalten gezogen haben, die sich ihre Träume verbieten und sich eingerichtet haben in ihrem Dasein.

In das Dorf und diese Gemeinde kommt eines Tages eine Frau. Und wer die Geschichte von Tania Blixen kennt, weiß, dass sie Babette heißt. Zur Gemeinde gehört sie nicht. Nach allem, was sie ist und erlebt hat, ist es unvorstellbar, dass sie jemals dazu gehört.

Sie bleibt über eine längere Zeit als Flüchtling, der an der Küste Jütlands gestrandet ist. Nach einer ganzen Weile des vorsichtigen und doch distanzierten Zusammenseins, wie man es Neuen, Fremden gegenüber in so vielen Gemeinden kennt, erhält sie zögernd und widerstrebend, skeptisch und mit Argwohn begleitet doch die Erlaubnis, für die Mitglieder der Gemeinde ein Festmahl zu geben – eine Tafel zu decken mit all den Köstlichkeiten, die man sich immer verboten hat, die man gar nicht kennt und die Babette in großartiger Weise und so großzügig kommen lässt und bereitet.

Bevor sie den Festsaal betreten, zu dem das Wohnzimmer der beiden alten Frauen Philippa und Martina geworden ist, schwören die Gemeindeglieder sich ein. Sie haben die Einladung zwar angenommen, aber sie versprechen sich: Wir werden kein Wort sagen. Kein einziges Wort wird über die Speisen über unsere Lippen kommen. Es

wird so sein, als hätte unsere Zunge nie einen Geschmack bekommen.

Es wird so sein, als hätten sie das Leben nicht gekannt, nicht die Schönheit, nicht den Reichtum, nicht die Freundlichkeit, nicht die Liebe? Wer zum Festmahl geladen wird, dem wird ein solches Vorhaben doch nicht gelingen!

In der Geschichte jedenfalls wird erzählt, wie sich die Menschen verändern. Ihren Widerstand geben sie auf. Sie beginnen miteinander zu reden, ihren Zwistigkeiten und ihrer Vergrätztheit, ihrer Unzufriedenheit zum Trotz. Geschichten von früher erzählen sie sich, Wundergeschichten. Sie beginnen zu genießen und eine versöhnliche Atmosphäre macht sich breit. Aus dem Mahl wird ein Erinnerungsmahl, ein Versöhnungsmahl, bei dem sogar ein altes Paar Hand in Hand miteinander sitzt, das so lange schon an einer doch eigentlich verbotenen Liebe litt.

Eine Französin hat in Jütland zum Festmahl geladen. Grenzen brechen auf. Erstarrung weicht. Licht fällt auf die Menschen, die ihr Dasein in einem grauen Alltag eingerichtet hatten. Und die, die ganz am Ende waren, finden zu einer neuen Hoffnung.

»Mein Gefühl sagt«, so verrät Philippa Babette am Ende, »dass dies nicht das Ende ist. Im Paradies wirst du die große Künstlerin sein, als die Gott dich geschaffen hat.«

Was für ein Ausblick für die andere, was für ein Ausblick für sie selbst! Da sind die Gaben entdeckt, die Gott schenkte. Da ist eine Gemeinschaft erfahren worden, in der es das Erzählen und das Feiern und das Leben gibt.

Kann so Kirche sein – offen für das Fremde, offen für den, der oder die mir bisher fremd geblieben ist? Kann so Gemeinde sein, die einlädt und noch viel mehr: sich einladen und beschenken lässt? Jedenfalls, so denke ich, kann Gott dort sein, in der Begegnung mit anderen, in der Versöhnung mit ihnen und mit sich selbst.

Amen.



Ausblick

Kommende Aufgaben für »Kirche in der Fläche«

Von Dr. Thorsten Latzel

Die Situation der »Fläche« kann mit sehr unterschiedlichen Gefühlen und Assoziationen verbunden sein: mit Freiheit, weitem Raum, kreativer Entfaltungsmöglichkeit einerseits, mit Öde, Einsamkeit, Leere oder der Angst, sich zu verlieren, andererseits. Diese Ambivalenz spiegelt sich auch im Begriff der »Kirche in der Fläche«. Er steht für die schwierige Situation solcher ländlicher Regionen, in denen die bisherige Form kirchlicher Präsenz schon längst an ihre Grenzen gekommen ist, in denen sich berufliche wie ehrenamtliche Mitarbeitende oft weit über ihre Kräfte engagieren und in denen dennoch ein fortschreitender Verlust an Einwohnern, Infrastruktur und kirchlichen Ressourcen bevorsteht. »Kirche in der Fläche« steht aber eben auch für die kreative Möglichkeit, wirklich neue, unverbrauchte Ideen kirchlicher Gestaltung zu entwickeln – weil selbst beim besten Willen die Fortsetzung des Bisherigen schlicht aussichtslos ist. »Wenn alle weg sind, die Post, der Laden, die jungen Beweglichen«, so eine Teilnehmerin der Land-Kirchen-Konferenz, »beginnen die wirklich spannenden Prozesse.«

Die finnische Pfarrerin Aulikki Mäkinen brachte diese Erfahrung markant auf den Punkt: »Fläche tut nicht weh«. Man könne auch mit sehr wenigen Menschen in sehr großen Flächen in gelingender Weise Kirche sein. Die Frage ist, ob es der Kirche gelingt, sich auf diese neu entstehenden Flächenräume einzustellen und sie als Lernfeld kirchlicher Strukturkreativität zu nutzen. Dem entspricht die Einschätzung des Prozessbeobachters Thomas Schlegel: Nicht die peripheren Räume sind das Problem, sondern der Prozess der Peripherisierung.

Drei zentrale Aufgaben sind es, vor denen die Kirche in der Fläche demzufolge steht:

1. Wie gelingen Prozesse der »Peripherisierung«?

Bereits in der Sprache zeigt sich die Schwierigkeit in der Sache: redet man angemessen davon, wenn man von »Rückbau«, »Einschnitten«, »Trauerprozessen«, »Posterioritätensetzung« spricht? Die institutionell verfasste Kirche – ins-

besondere in den westlichen Bundesländern – ist lange Zeit ungeübt darin gewesen, loszulassen, weniger zu haben, sich konzentrieren zu müssen. Deshalb sieht die Reaktion auf den Veränderungsdruck von außen und innen oft so aus, dass man »fusioniert«. Das heißt: Reformen werden zur bloßen Fortsetzung bisheriger Ansätze mit weniger Mitteln und führen so zur Fortdauer der Erschöpfung der Beteiligten. Was es braucht, ist eine kreative Systementwicklung, nicht eine immer weiter kürzende Prozessoptimierung.

Die erste kirchliche Aufgabe von »Kirche in der Fläche« ist es daher, herauszubekommen, wie Prozesse so gestaltet werden können, dass sie zu wirklicher Entlastung in und von bisherigen Strukturen führen und zugleich kreatives Potenzial in anderer Form freisetzen.

2. Welche anderen Formen gelingender kirchlicher Präsenz in der Fläche gibt es?

Mit der ersten Aufgabe der Prozess-Analyse hängt die zweite Aufgabe zusammen: die Entwicklung von Zielvorstellungen, wie eine zukünftige kirchliche Präsenz unter sich radikal verändernden Rahmenbedingungen aussehen kann. Tobias Sarx hat in seinem themenorientierten historischen Längsschnitt eine erste, hilfreiche Typologie kirchlicher Umgangsweisen mit den Ausdünnungsphänomenen entwickelt. Diese Anregung gilt es weiter zu entfalten – sowohl im Blick auf weitere Modelle aus anderen Zeiten der Kirchengeschichte als auch im Blick auf die Erschließung gegenwärtig gelebter Alternativmodelle von »Kirche in der Fläche«: Wo etwa gibt es auswertbare Erfahrungen mit Ansätzen jenseits der Parochie – Wanderprediger, saisonal genutzte Sommerkirchen ohne Ortsgemeinde, geistliche Gemeinschaften, lebendig vernetzte Zentren und anderes?

Die Landkarte kirchlicher Gestaltung wird zukünftig bunter und vielfältiger, als man sie sich zurzeit vorstellen kann. Dies bedeutet keinen Systemwechsel im Sinne eines Aufgebens der Institution Volkskirche, sondern eine Systementwicklung, in der sich die Vorhaltung einer radikal konzentrierten institutionellen Grundver-

sorgung (mit verlässlichen Kasualien, Seelsorge, Unterweisung, Diakonie) mit einer Diversität vitaler kirchlicher Präsenz- und Gestaltungsformen verbindet.

3. Welche Theologie verbindet sich damit?

Ein zentraler Schlüssel zu den Prozessen der Peripherisierung und zu den alternativen Formen kirchlicher Präsenz liegt letztlich in der Theologie. Welche Amtsverständnisse und Kirchenvorstellungen helfen dazu, die geistliche Aufgabe kirchlichen Gestaltwandels am Anfang des 21. Jahrhunderts zu vollziehen? Und welche pastoralen oder ekklesiologischen Leitvorstellungen blockieren eine konstruktive Kirchenphantasie, indem sie das Bestehende als alternativlos erscheinen lassen? In Aufnahme von Impulsen der »rural theology« im angelsächsischen Bereich bräuchte es eine »Theologie der Fläche«, die die lebensweltliche Erfahrung regionaler Ausdünnung als Ausgangspunkt, als »Sitz im Leben«, nimmt und von ihr aus es wagt, Grundbegriffe evangelischer Kirchentheorie neu zu durchdenken.

Dazu könnte etwa eine ekklesiologische Neubetrachtung der bisher rein formalisierten Region als eines zentralen kirchlichen Gestaltungsraumes gehören, eine Aufwertung von passageren Gemeindeformen oder ein Kirchenbild institutionell vernetzter Vitalitätsorte.

Im Reformprozess »Kirche im Aufbruch« der EKD wird versucht, die kirchliche Wahrnehmung dieser Aufgaben zu stärken durch verschiedenartige methodische Ansätze: durch Vernetzung von kirchlichen Experten, externen Fachleuten und Betroffenen in der Land-Kirchen-Konferenz bzw. anderen Veranstaltungsformen, durch eine aufsuchende Analyse von Beispielen gelingender Kirchlichkeit in ausgedünnten Regionen, durch die Förderung konzeptioneller Arbeit an den kirchentheoretischen und kirchenleitenden Fragestellungen und durch den Austausch mit ökumenischen Partnern.

Die Aufnahme des Themenfeldes »Kirche in der Fläche« wird ein wichtiger Beitrag sein, sich den zentralen Zukunftsherausforderungen der Kirche insgesamt zu stellen. Damit verbindet sich die Hoffnung, aus der Fläche für die Weite der Kirche zu lernen. D

Anhang

Programm der Konferenz

1. Tag »Reflexion« (Dienstag, 14.6.2011)

12.30 Uhr	Ankommen
13.15 Uhr	Andacht, Michael Lehmann
13.45 Uhr	Eröffnung der Konferenz, Dr. Thies Gundlach
14.00 Uhr	Beheimatung auf dem Land aus drei Perspektiven
	»Wie es im Dorf so ist« - Lebens- gefühl auf dem Land Sabine Peters, Hamburg, Schrift- stellerin
	»Wie es sich weiter entwickelt« - Prozesse von Ausdünnung und Beheimatung Dr. Simone Helmle, Stuttgart, So- ziologin
	»Wie es die Alten machten« - Kirchlicher Umgang mit Fläche in 2000 Jahren Dr. Tobias Sarx, Marburg, Kir- chengeschichte
16.00 Uhr	Gespräch in Kleingruppen »Leben und Arbeiten im Spannungsfeld von Beheimatung und Ausdün- nung«
17.15 Uhr	Podiumsgespräch »Zwischen Beheimatung und Ausdünnung: Kirchliche Herausforderungen« Sabine Peters, Dr. Simone Helmle, Dr. Tobias Sarx
19.30 Uhr	Feierlicher Empfang mit Gästen aus Kirche und Gesellschaft Katrin Göring-Eckardt, Präses der EKD-Synode und Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages Christine Lieberknecht, Minister- präsidentin des Freistaates Thü- ringen Reinhard Werneburg, Regionalbi- schof Propstsprengel Erfurt- Eisenach Konrad Gießmann, Landrat,

Landkreis Gotha
Knut Kreuch, Oberbürgermeister
der Residenzstadt Gotha
Musikalische Intermezzi: Kam-
merchor »Cantabile«, Leitung
Sybille Sommer
Mundartkünstlerin Johanna Zeng,
Leina

21.45 Uhr Abendsegen, Hans Hentschel

2. Tag »Hospitation« (Mittwoch, 15.6.2011)

9.00 Uhr Andacht, Hans Scheffel

9.30 Uhr Hospitationen im Kirchenkreis
Gotha

Regionale Kooperation

Goldbach: »Selig sind die Beine,
die vorm Altar alleine? – Chancen
und Grenzen eines Tandempfarr-
amtes »

Mühlberg: »Vom Nutzen unter-
schiedlicher Charismen in drei
Pfarrhäusern – Regionale Zu-
sammenarbeit in drei Kirchspie-
len«

Missionarische Kirche

Warza: »Kirchenmusik auf dem
Lande – Missionarische Chance«

Ehrenamtliche Leitung

Großfahner: »Ehrenamtliche Ge-
meindeleitung – Beheimatung
durch Mitarbeit«

Bischleben: »Am Rande des Mög-
lichen: Dienst rund um zehn
Kirchtürme«

Kulturelle Beheimatung

Wandersleben: »Kirchengemeinde
als Förderer galanter Literatur –
Kirche als regionaler Träger von
Kultur«

	Herbsleben: »Kirche passager – Offene Kirche am Unstrut-Radwanderweg«	9.30 Uhr	Feedback der Prozessbeobachter/in
14.30 Uhr	»Land-Café« - Austausch der Erfahrungen		Perspektive City-Kirchen-Arbeit Dr. Matthias Wünsche
16.30	UhrSpeaker´s Corner Marktplatz »Gutes vom Land«		Perspektive Wissenschaft Dr. Thomas Schlegel
19.00 Uhr	Gott im Gothaer Land. Eine geistliche Spurensuche entlang alltäglicher Wegmarken.		Perspektive Ökumene Dr. Aulikki Mäkinen
3. Tag »Perspektiven« (Donnerstag, 16.6.2011)			
9.00 Uhr	Andacht, Kirsten Erichsen	11.30 Uhr	Wie war´s, wie geht´s weiter? Feedback und Planungen für mögliche nächste Tagungen
		12.30 Uhr	Reiseseegen

Pressemitteilungen

■ 1. Land-Kirchen-Konferenz der EKD in Gotha: Katrin Göring-Eckardt: »Kirche bietet Heimat – in neuen kirchlichen Formen«

Vom 14. bis 16. Juni findet in Gotha die erste Land-Kirchen-Konferenz statt, die von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gemeinsam mit dem Kirchenkreis Gotha durchgeführt wird. Unter dem Titel »Auf dem Land daheim« wollen die rund 70 Teilnehmenden aus ganz Deutschland sich mit den Herausforderungen auseinandersetzen, der die evangelische Kirche in ausgedünnten ländlichen Regionen gegenübersteht. Als besondere Gäste werden die Präses der EKD-Synode, Vizepräsidentin Katrin Göring-Eckardt, und die Ministerpräsidentin von Thüringen, Christine Lieberknecht, erwartet.

Katrin Göring-Eckardt, die auch der Steuerungsgruppe für den Reformprozess »Kirche im Aufbruch« vorsitzt, kennt die Herausforderungen ländlicher Kirchenarbeit: »Kirche ist eine der zentralen Beheimatungskräfte auf dem Land«, sagt sie. »Damit die Kirche aber in der Fläche bleibt, braucht es neue Formen kirchlicher Arbeit.«

Die Landkirchenkonferenz will deutschlandweit interessante Projekte zusammengetragen, Erfahrungsaustausch ermöglichen und neue Ideen austauschen. Michael Lehmann, Superintendent im Kirchenkreis Gotha, sagt dazu: »Wir freuen uns, Gastgeber

des ersten kollegialen Ideen- und Erfahrungsaustausches in dieser Art sein zu können. Das gab es so noch nicht. Und es ist gut, noch mehr voneinander zu lernen.«

»Kirche auf dem Land« bildet eines der Schwerpunktthemen im Reformprozess »Kirche im Aufbruch« der EKD. Die Land-Kirchen-Konferenz geht zurück auf einen Impuls von Landpfarrern und -pfarrerinnen, die im Juni 2010 vom Kirchenamt der EKD in Hannover zu einem Konsultationstag geladen waren. Damals wurde der Wunsch ausgesprochen, analog der bereits bestehenden Citykirchen-Konferenz ein Forum für kirchliches Leben und Arbeiten auf dem Land zu schaffen. Zahlreiche Fragen warten auf Antworten: Was ist zu tun, wenn die zu betreuenden Ortsgemeinden pro Pfarrer/in zahlreicher, die Zahl der Mitarbeiter/innen geringer, die Gottesdienstgemeinde kleiner wird?

Vizepräsident Dr. Thies Gundlach wird die erste Land-Kirchen-Konferenz inhaltlich eröffnen. »Rückzug sollte nicht die erste Option der Kirche in ohnehin ausgedünnten Lebensräumen sein«, sagt er, »neue Formen der Arbeit und des ehrenamtlichen Engagements werden gesucht; vorbildhaft sind die vielen Bür-

gervereine zu nennen, die sich für den Erhalt ihrer Dorfkirche einsetzen.«

Wie das aussehen kann, darüber will die Land-Kirchen-Konferenz beraten. Dabei ist sie zuvörderst die Plattform für einen Erfahrungsaustausch. Katrin Göring-Eckardt ist hoffnungsfroh: »Wir glauben, dass es bereits viele gute Ideen und Lösungsansätze gibt. Wir müssen die Projekte mit Modellcharakter lediglich bekannter machen. Was wir uns in Gotha wünschen, sind Bilder von gelingender Kirchlichkeit in ausgedünnten Regionen. Wir wollen dazu beitragen, gemeinsam neue Wege für den haupt- und ehrenamtlichen Einsatz zu finden.«

Die Land-Kirchen-Konferenz ist zusammen mit Praktiker/innen für Praktiker/innen vorbereitet worden. Neben einer soziologischen Sicht auf den demografischen Wandel wird darauf geschaut werden, wie Kirche in früheren Jahrhunderten auf das Problem ausgedünnter Landschaften reagierte. Geplant ist ein Podium für Praxisideen in Form von »Marktplatz« und »speaker's corner«. Darüber hinaus sind ausführliche Exkursionen in der gastgebenden Region vorgesehen.

(Pressemitteilung der EKD, Hannover, 10. Juni 2011)

■ Profilierte Regionen, mutiger Rückbau, gewandelte Rollen – 1. Land-Kirchen-Konferenz der EKD vermittelt starke Impulse für Kirche in der Fläche

Vom 14. - 16. Juni fand die erste Land-Kirchen-Konferenz der Evangelischen Kirche in Deutsch-

land (EKD) in Gotha statt. Rund 70 Teilnehmende aus allen 22 Landeskirchen arbeiteten an der

Herausforderung, wie kirchliche Präsenz in sich zunehmend aus-

dünnenden ländlichen Räumen zukünftig aussehen kann.

»Wir haben drei inhaltliche Schwerpunkte ausgemacht, an denen weitergearbeitet werden soll«, berichtet Katrin Göring-Eckardt, Präses der EKD-Synode und Vorsitzende der Steuerungsgruppe für den Reformprozess »Kirche im Aufbruch« der EKD. »Erstens darf die Region nicht nur als strukturelle Verwaltungseinheit wahrgenommen werden, sondern als inhaltliche Gestaltungsgröße. Zweitens brauchen wir Mut zum Loslassen: Bei welchen Aufgaben sagen wir Nein, um dafür andere, zukunftsweisende Aufgaben angehen zu können. Und drittens stellt sich die Frage, was die Veränderungen für das Selbstbild der Pfarrerrinnen und Pfarrer, aber auch für ihr Gemeinde- oder Kirchenbild bedeuten.«

An diesen Fragen rings um die »Kirche in der Fläche« solle als zentrales Zukunftsthema im Re-

formprozess der EKD und in den Landeskirchen weiter gearbeitet werden. Eine weitere Land-Kirchen-Konferenz der EKD in Zusammenarbeit mit den Fachleuten vor Ort in einer Region sei dazu sehr erwünscht.

Besonders der Rückbau überdimensionierter Strukturen sei vielerorts ein schwieriges Themenfeld, so Katrin Göring-Eckardt. Aber nur eine klare Konzentration und mutige Prioritätensetzung könne davor bewahren, langfristig ehrenamtliche wie hauptamtliche Mitarbeitende in den Gemeinden auszubrennen.

Interessant waren dabei die Hinweise der ökumenischen Prozessbeobachterin Aulikki Mäkinen aus Finnland; sie habe aus den finnischen Erfahrungen berichtet, dass es zwar kein Problem sei, mit wenigen Christen auf weitem Raum gelingende Gemeindegemeinschaft zu gestalten – ein Problem seien eher zu kleine

Reformschritte, die ohne Ruhepause aufeinander folgten. Denn, so Katrin Göring-Eckardt, »erst Besinnung schafft Raum für die geistliche Kraft, die sich als einladender und ermutigender Glaube nach außen wendet.« Ein Befund, der in der Diskussion mit den Teilnehmenden auf Zustimmung traf. Eine bloße »Prozessoptimierung« führe nicht weiter, stattdessen sei eine mutige Veränderung des Systems kirchlicher Präsenz in der Fläche nötig, einschließlich eines befreienden Loslassens von früheren Strukturen und Arbeitsfeldern. »Überlegungen zum Loslassen führen oft zu einer sehr konstruktiven Auseinandersetzung mit den bestehenden Arbeitsfeldern«, sagt Oberkirchenrat Dr. Thorsten Latzel aus dem Kirchenamt der EKD. »Wir wollen befreites und selbstbewusstes Aufatmen statt schlechtem Gewissen.«

(Pressemitteilung der EKD, Hannover, 17. Juni 2011)

Autorinnen und Autoren

Kirsten Erichsen

Pastorin, Sieseby

Katrin Göring-Eckardt

Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages,
Präses der 11. Synode der EKD und Mitglied des
Rates der EKD, Berlin

Michael Göring

Oberpfarrer, Ingersleben

Dr. Thies Gundlach

Vizepräsident des Kirchenamtes der EKD,
Hannover

Dr. Simone Helmle

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachgebiet
Landwirtschaftliche Kommunikations- und Bera-
tungslehre der Universität Hohenheim, Stuttgart

Hans Hentschel

Pastor, Ihlow

Dr. Thorsten Latzel

Oberkirchenrat, Referent im Kirchenamt der EKD,
Hannover

Michael Lehmann

Superintendent Kirchenkreis Gotha, Gotha

Dr. Aulikki Mäkinen

PfarrerIn, Referentin für Jugendarbeit, Öffentlich-
keitsarbeit und Gemeindeberatung,
Kuopio/Finnland

Sabine Peters

Schriftstellerin, Hamburg

Dr. Tobias Sarx

Akademischer Rat an der Philipps-Universität
Marburg, Marburg

Hans Scheffel

Dekan Kirchenkreis Kraichgau, Sinsheim

Jürgen Schilling

Pfarrer, Mitarbeiter im Projektbüro Reformpro-
zess, Kirchenamt der EKD, Hannover

Dr. Thomas Schlegel

Pfarrer, Institut zur Erforschung von Evangelisa-
tion und Gemeindeentwicklung (IEEG), Greifs-
wald

Friedemann Witting

Oberpfarrer, Goldbach

Dr. Matthias Wünsche

Pastor, Kiel

Impressum:

Herausgeber des **Sonderdrucks**:
Kirchenamt der Evangelischen Kirche
in Deutschland
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Internet: www.ekd.de

Zusammenstellung durch
das Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
Frankfurt am Main
in: epd-Dokumentation Nr. 37
veröffentlicht am 13. September 2011
Druck: Druckhaus Köthen

Umschlaggestaltung:
Anne-Ulrike Thursch Gestaltungskonzepte,
Hannover

Als epd-Dokumentation zu bestellen bei:

Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
Emil-von-Behring-Str. 3
60439 Frankfurt am Main
E-Mail: vertrieb@gep.de

oder als Sonderdruck bei:

Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Fax: 05 11 / 27 96 - 457
E-Mail: versand@ekd.de

KIRCHE IM AUFBRUCH

